BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Selle, Christian Gottlieb, 1748-1800

Neue Beiträge zur Natur- und Arzenei-Wissenschaft

Bd.: 1

Berlin 1782

M.med. 1241 v-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10289770-4
VD18 80262260-001

M. med. 1241 v - 1/3

<366110817100l4

<366110817100l4

Bayer. Staatsbibliothek

Neue

Beiträge

zur

Natur=

und

Arzenei-Wissenschaft

---

herausgegeben

von

C. G. Selle

der Arzenei-Wissenschaft Doktor und Professor und Arzt des Charité-Hauses zu Berlin.

Erster Theil.

Berlin

bei August Mylius 1782.

<366110817100l4

<366110817100l4

Bayer. Staatsbibliothek

Neue

Beiträge

zur

Natur-

und

Arzenei-Wissenschaft

---

herausgegeben

von

C. G. Selle

der Arzenei-Wissenschaft Doktor und Professor und Arzt des Charité-Hauses zu Berlin.

Erster Theil.

Berlin

bei August Mylius 1782.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

B S B
MÜNCHEN

07/92/338

Es war eine Zeit, wo nichts als Theorien galten. Jetzt ist das Zeitalter der Beobachtungen.

So nachtheilig es der Wissenschaft ist, aus einigen wenigen unvollständigen oder wohl gar willkührlichen Grundsätzen ganze Systeme zu spinnen, so wenig kann es ihr nützen, wenn man immer nur beim Einzelnen stehen bleibt, und diejenige Verallgemeinerung verabsäumt, wodurch die einzelnen Erfahrungen fruchtbar und anwendbar werden können.

Wie in allen Dingen, so ist auch hier der Mittelweg zu wählen. Wenn man bei Beobach-

tung einzelner Fälle alle Theorie aus den Augen setzt, so kann es, da unsere Sinne doch niemals das Ganze befassen, gar leicht kommen, daß wir uns gerade dasjenige entwischen lassen, was uns in der dermaligen Lage unserer Kenntnisse am nützlichsten seyn konnte. Mich dünkt, sehr viele Arbeiten mancher Naturgeschichtschreiber geben die Beweise hiezu.

Leider trift es sich nun wohl auch, daß der Beobachter oft nur immer das sieht, was er gerne sehen will, daß er alles, was sich auf seine vorgefaßte Meinung zu beziehen scheint, dahin deutet, Gründe, die vom Gegentheil zeugen, übersieht und vernachläßigt, und so der Wahrheit mehr schadet als nutzet. Aber das ist doch nur Misbrauch, nicht Fehler der Sache.

Alles kömmt nur auf die Güte und auf den Gebrauch der theoretischen Maasstäbe an, nach welchen man die Erfahrungen mißt und bestimmt.

Es muß ein solcher Maasstab aus bewährten Induktionen bestehen und bei seiner Anwendung auf die vorkommenden einzelnen Fälle muß man die strengste Unpartheilichkeit beobachten. Man muß nicht im Voraus gesonnen seyn, durch den vorkommenden Fall die Induktion mit Gewalt bereichern zu wollen. Aber man muß auch nicht darauf ausgehen, ihr durch Entziehung desjenigen, was ihr gebührt, nachtheilig zu werden, oder sie überhaupt mit Gewalt umstossen zu wollen.

Ist der Fall überhaupt unter keine bekannte Regel zu bringen, so giebt er den Grundstein zu einer neuen Induktion, die man wiederum nicht erkannt haben würde, wenn man sie nicht gegen die alten verglichen hätte. Aber auch hier muß uns nicht Liebe zur Neuheit nur auf das aufmerksam machen, was zwar, für sich betrachtet, eine neue Wahrheit zu seyn scheint, in seiner natürlichen Verbindung aber zu sehr alten Wahrheiten gehört.

Uebrigens ist jede Erfahrung, welche nur eine zwar alte aber noch nicht hinlänglich bewährte Wahrheit bestätigt, und unter den gedachten Kautelen angestellt ist, für den Naturkündiger, der immer nur mit Induktionen zu thun hat, schon wichtig, und wenn die Fälle, die ich hier liefere, auch alle nur zu dieser Rubrik gehörten, so würden sie weiter keiner Schutzrede bedürfen.

Kunstverwandte, welche dieser Sammlung ihres Beifalls würdigen, fordere ich hiemit zur Aufrechthaltung dieses Instituts auf, und bitte um Beiträge, wodurch es seiner Absicht nahe geführt und die Wissenschaft bereichert werden könne.

Inhalt.

Seite.

C. G. Selle mediciniſche Erfahrungen.

1) Von den tödtlichen Würkungen der Taxusbeeren. 1.

2) Von den Würkungen der Maywürmer. 5.

3) Von einer beſondern Lungenſucht. 22.

4) Von einer Weichwerdung der Knochen. 23.

5) Von einer Phrenitis. 25.

6) Von einem Schmerz im Geſichte. 27.

7) Von einem Miſerere. 33.

8) Von einer Entzündung und Ineinanderſchiebung der Gedärme einer Kindbetterin. 34.

9) Von einer hitzigen Kindbetterinnen-Krankheit mit Verſchwärung im Gehirn. 36.

10) Von einer Kindbetterinnen-Epilepſie. 39.

11) Vom Kindbetterinnen-Fieber. 45.

12) Von dem Nervenfieber. 72.

13) Von der bösartigen Ruhr. 102.

14) Von fäulichten Rötheln. 117.

15) Von einer Waſſerſucht, die wahrſcheinlich venericſchen Urſprungs war. 119.

16) Von einer Bruſtwaſſerſucht. 121.

D. Mar-

Inhalt.

Seite.

D. Marcus Herz mediciniſche Bemerkungen.

1) Von der Würkung des Alauns im Harnfluſſe. 123.

2) Von einem Wahnſinn durch Kampher geheilt. 126.

3) Vom Baldrian in einem krampfhaften Zufall. 131.

4) Vom weiſſen Vitriol in Schwämmchen. 134.

Martin Heinrich Klaproths, Apotheckers in Berlin, Geſchichte der Beſtuſcheffſchen Nerventinktur und der Lamottiſchen Goldtropfen; nebſt chemiſchen Verſuch einer beſſern Bereitungsart deſſelben. 137.

Rühret die blaue Farbe, welche der Kobold dem Glaſe mittheilet, von dieſem Metalle her, oder nur von einer demſelben anhängenden Erde? Von J. C. F. Meyer, Hofapothecker zu Stettin. 159.

C. G. Selle, kritiſche Anmerkungen. 167.

C. G. Sel-

C. G. Selle

medicinische Erfahrungen.

I.

Von den tödtlichen Würkungen der Taxusbeeren.

Der Taxusbaum ist von den ältesten Zeiten her für giftig gehalten worden. Auch ist durch neuere Erfahrungen bestätigt, daß die Pferde den Genuß der Blätter mit ihrem Leben bezahlen müssen. Inzwischen bezweifeln noch manche die giftigen Würkungen dieses Gewächses im menschlichen Körper *), obgleich andere sich,

*) Gmelin allgemeine Geschichte der Pflanzengifte, Nürnberg 1777. S. 265.

sich, sowohl auf fremde *) als auf eigne **) Erfahrung berufen, und diese Pflanze für giftig erklären. Mir ist ein Fall vorgekommen, welcher es höchst wahrscheinlich macht, daß man diese Pflanze wohl nicht mit Unrecht im Verdachte hat.

Ein Knabe von fünf Jahren bekam auf der linken Fußsohle einen Schmerz, der ihn am Gehen hinderte, und den man davon herleitete, daß er auf einer Nadel getreten sei, um so mehr, da ein Fleck, wie ein halber Zoll groß mit Blut unterlaufen war. Es wurden ihm daher äussere Umschläge verordnet, die der Wundarzt kalt zu machen, für gut befand. Zu gleicher Zeit hatte er fast über den ganzen Körper Flecken, wie Flöhbisse groß, die aber von ganz dunkler Farbe, wie Petechien von der schlimmsten Art waren ***). Dabei befand er sich inzwischen ganz munter, ausser daß er etwas gedunsen und bleich aussahe, und voll und heiser auf der Brust war, welches ich zum Theil den kalten Umschlägen zu-

*) Allen Synopsis universæ medicinæ practicæ. Francf. 1749. p. 560.

**) Percival von den tödtlichen Würkungen der Blätter des Taxus im vierten Stücke des dritten Bandes der Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Leipz. 1776.

***) Duncan hat solche Petechien ohne Fieber von dem Genusse grosser Bohnen entstehen sehen. S. dessen Krankengeschichten. S. 68.

zuschrieb, zum Theil daher erklärte, daß er Blut ausgeworfen haben sollte. Da der Knabe von Natur vollsäftig war, so hielt ich die Krankheit für nichts weiter, als für einen aus Erkältung entstandenen Brustkatharr. Von den Flecken konnte ich unmöglich glauben, daß sie mit diesem Brustaffekt in Zusammenhang stehen sollten, da fast gar kein Fieber da war, welches eine so grosse Auflösung der Säfte hätte zuwege bringen können. Ich gab daher die Aqu. bened. Ruland in kleinen Dosen, um den Schleim aufzulösen und wegzuschaffen. Er erbrach sich einigemal und die Brust wurde erleichtert und freier. Inzwischen verlor er immer mehr von seinen Kräften, konnte nicht auf den Füssen stehen und der Puls wurde nach einigen Tagen fieberhaft. Seine Lippen hatten schon immer eine sehr blasse Farbe gehabt, aber nunmehr fingen sie an, besonders die Oberlippe, sehr zu schwellen, und eine schwarzbraune Farbe anzunehmen. Nun fing ich an zu argwöhnen, daß ich zwar auf den dringendsten Fall des kleinen Kranken, nicht aber auf den wesentlichsten Umstand der Krankheit gearbeitet hatte. Und jezt erfuhr ich, daß das Kind eine Menge von den rothen Beeren des Taxbaums gegessen hätte. Auch besann man sich jezt, daß die ausgebrochene Flüßigkeit, die man für Blut angesehen hatte, von einer hochrothen Orangefarbe gewesen war, und wohl also kein Blut, sondern vielmehr der Schleim der Taxusbeeren gewesen sein könnte, und das war um so

wahrscheinlicher, da er einige Tage vorher keinen Appetit zum Essen gezeigt hatte, der sich aber unmittelbar nach dem Erbrechen wieder einfand. Sogleich verordnete ich noch ein Brechmittel, saure Getränke und Blasenpflaster. Es stellte sich aber mit einmal eine äusserste Schwäche ein, die sich in ungefähr sechszehn Stunden mit dem Tode endigte.

Bey der Oefnung fand sich der Magen etwas entzündet und mit einem schwärzlichen Schleim überzogen. In den dünnen Gedärmen fand ich ebenfalls eine schwärzlichte Gelatina, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Rest der verdorbenen Taxusbeeren war. Der Fleck an der Fusfohle war noch roth, aber die Epidermis hatte sich abgeblättert und man sahe keine Spur einer Verletzung.

Die Krankheit dauerte ungefähr vierzehn Tage. Er behielt beständig den Kopf frei, und noch im Sterben, da schon der Puls nicht mehr zu fühlen war, hatte er noch immer seine gewöhnliche Gegenwart des Geistes. Eine Stunde vor dem Tode bekam er ein Erbrechen, wodurch auch die mildesten Getränke zurückgegeben wurden.

Es ist wohl kein Zweifel, daß das Gift der Taxusbeeren nicht sowohl den Schmerz des Fusses, als auch die Flecken hervorgebracht haben sollte, da die ganze

Krank-

Krankheit gar nicht den Gang eines Fiebers nahm, und ihre Natur nur erst mit ihrer Tödtlichkeit offenbarte. Auch zweifle ich sehr, daß man den Kranken, selbst bei früher erkannter Ursache, hätte retten können. Die Ursache, warum das Gift weniger schnell als gewöhnlich würkte, scheint mir sowohl in dem Schleim der Beeren selbst, als auch in der schleimichten Konstitution des Knaben gelegen zu haben. Dafür war aber dieses Gift, nachdem es sich so langsam entwickelt hatte, desto tödtlicher.

II.

Von den Würkungen der Maywürmer.

Es wurden vor einiger Zeit an das hiesige Königliche Obercollegiummedicum Beobachtungen, über die Würkungen der Maywürmer, eingesandt, davon ich hier das darin enthaltene Wesentlichste in folgendem Auszuge mittheile:

I.

Ein Mann von sechsundzwanzig Jahren, der seit zwei Monaten eine Gonorrhöe und aufgetriebene Leistendrüsen hatte, wurde durch einen halben Wurm, in einer Lattwerge auf einmal gegeben, der viel Schneiden

im Unterleibe und in der Harnröhre verursachte und stark den Urin trieb, geheilt.

2.

Ein Mädchen von drei Jahren, die schon im Mutterleibe vom venerischen Gifte angesteckt war, hatte Warzen auf den Lefzen, die nach einem Wurm, auf zwölfmal gegeben, wie Schuppen abfielen.

3.

Ein Frauenzimmer, deren Leib überall mit Geschwüren besetzt war, wurde durch zwei Würmer, in Form einer Lattwerge auf zwölfmal gegeben, die häufigen Schweiß und Urin trieben, völlig rein und gesund.

4.

Ein Kind von vier Jahren geifferte seit zwei Monaten unaufhörlich einen sehr dicken und zähen Schleim, der das Kinn fäulicht und schörficht machte. Die Zunge, das Zahnfleisch und beide Lippen waren sehr dick, und der Hals und die Hälfte der Brust waren mit neunzehn Warzen besetzt, die zum Theil die Länge eines Gliedes hatten. Eben solche Warzen hatte das Kind dreiviertel Jahre vorher an der Schaam gehabt, die sich aber verloren, als jene sich einstellten. Das Kind war wahrscheinlich von einer Amme angesteckt. Zwei Würmer wurden auf sechzehnmal des Abends gegeben. Das Geifern, welches vermuthlich nach gebrauchten

Mer-

Merkurialmitteln entstanden war, legte sich schon nach der ersten Gabe. Den dritten Tag wurden die Warzen welk und fielen zusammen. Am eiften Tage fand sich der Speichelfluß wieder ein, ließ aber den zwölften nach, und das Kind war nun völlig geheilt.

5.

Ein Mädchen von vierzehn Jahren hatte über den ganzen Körper einen Ausschlag, einen rohen und fäulichten Schlund, eine unvernehmliche Sprache und eine scyrrhöse Verhärtung von der Grösse eines Taubeneies in der rechten Wange. Es wurden zwei Würmer auf zwölfmal gegeben, welche alles durch Schweiß und Urin hoben.

6.

Ein Mädchen von zweiundzwanzig Jahren hatte an einem Arm und im ganzen Gesichte, Nase und Stirn ausgenommen, bösartige Geschwüre. Im vierzehnten Jahre hatte sie eine Beule am Knie bekommen, die von einem Barbier geöfnet, und, wie die Kranke erzählt hat, durch Laxieren und Aderlassen geheilt worden. Nach einigen Monaten hat sich unter dem Kinn ein Geschwür gefunden, welches anfänglich obenhin, nachher aber mit Queckfilberarzeneien, bis zum Speichelflusse gegeben, behandelt worden, wonach alles sich so verschlimmert, als es jetzt war. Sie wurde nun noch-

mal zum Speichelflusse gebracht, wonach die Wunden etwas trockner wurden, aber bald wieder in ihrem vorigen Zustande erschienen. Sie gebrauchte nachher einen ganzen Sommer hindurch die Chinarinde, und wurde nachher wiederum ein halb Jahr mit Merkurialmitteln behandelt, aber ohne allem Erfolg. Nachdem sie die Würmer vier Wochen lang gebraucht hatte, fingen die Wunden an zu heilen. Nach acht Wochen war nur noch eine Wunde im Gesicht und die Wunde des Arms offen. Nun wurden die Würmer, mit Stahl verbunden, gegeben, und in drei Wochen war alles heil.

7.

Eine Frau, die seit vielen Jahren venerisch war, hatte Geschwüre im Halse, Löcher um die Augen, die Nase war abgefault, und dabei war ein unerträgliches Reissen im Kopf und im Gesichte. Sie bekam vier Würmer auf achtmal, die den Schweiß sehr stark trieben und guten Schlaf machten, der lange gefehlt hatte. Nun wurden zehn Gran von dem Inwendigen der Würmer *) mit zwanzig Skrupel Zucker abgerieben, und

in

*) Der Beobachter dieser Fälle glaubt, daß das eigentlich Würksame dieser Würmer nur in einem gelben und klebrichten Saft liege, der in sehr vielen Bläschen enthalten ist, die rings um den Darm herumliegen und schichtenweise aufeinander geordnet sind. Er hat diesen Klumpen

Bläs-

in zwanzig Dosen, alle Abend eine, getheilt, wodurch ein starker und scharfer Speichelfluß verursacht wurde, dem endlich durch laxierende Mittel Einhalt geschehen muste. Der Hals heilte und die Schmerzen legten sich, aber die Geschwüre blieben offen.

8.

Ein Mann, der auf beiden Schienbeinen Tophos hatte, hatte die Speichelkur gebraucht, die anfänglich geholfen zu haben schien. Aber bald kamen die Tophi mit vielen Schmerzen wieder zum Vorschein, und es kam eine fast allgemeine Lähmung der Glieder dazu. Er bekam alle Abend einen Viertel Gran von dem Inwendigen der Würmer. Nach vierzehn Tagen war die Lähmung um ein grosses gehoben, und auch der Schmerz in den Schienbeinen vermindert. Die Dosis wurde nun verstärkt, das Mittel verursachte keinen Speichelfluß, trieb weder Schweiß noch Urin, sondern bewürkte täglich drei bis vier Stuhlgänge und der Kranke wurde in drei Wochen geheilt.

Bläschen von den übrigen Theilen abgesondert, Versuche damit gemacht und gefunden, daß davon nicht so leicht, wie von den ganzen Würmern, Schmerzen, sondern in einer zu starken Dose nur Beängstigung erfolge. In dem obigen Versuche aber ist alles Inwendige genommen, und sind nur die Oberdecken abgesondert worden.

9.

Eine Frau von vierzig Jahren hatte einen veneri-schen Ausschlag im Gesichte, und vor fünf Jahren frucht-los salivirt. Sie wurde durch das Inwendige der Würmer, auf gemeldete Art gegeben, geheilt.

10.

Ein Mann wurde vor drei Jahren von einem tollen Hunde gebissen, worauf nicht die mindesten Zufälle er-folgten. Nach Verlauf des dritten Jahres klagte er über einen ziehenden und brennenden aber doch unter-brochenen Schmerz in der linken Seite. Manchmal saß er Stundenlang und sahe starr auf einem Fleck. Er sahe denn wild und fürchterlich aus, sprach wenig, und wenn der Zufall vorüber war, wuste er nicht, was mit ihm vorgegangen. Oefters bekam er Beängstigungen und schwitzte dann sehr stark. Sobald er sich der Ge-schichte des tollen Hundes erinnerte, oder hörte derglei-chen erzählen, oder hörte einen Hund bellen, so bekam er seinen Zufall. Er nahm zehn Tage lang von dem Klumpen Bläschen, und ist seit der Zeit frei geblieben.

* * *

Das Königliche Obercollegiummedikum trug mir auf, nach Anleitung dieser Erfahrungen, Versuche in dem

dem Charité-Lazarethe mit den Maywürmern anzustellen, und hier ist das Resultat derselben.

1.

Ein Frauenzimmer von sechsundzwanzig Jahren, die seit zwei Jahren wassersüchtig war, bekam zwei Tage jedesmal einen halben Wurm, wonach keine Veränderung erfolgte. Es wurde ihr daher neun Tage lang, täglich ein ganzer Wurm gegeben, wodurch aber überall keine Würkung, ausser täglich einige Stuhlgänge hervorgebracht wurden.

2.

Ein Soldat von sechsunddreißig Jahren, hatte eine Geschwulst am linken Unterfusse. Man hatte beim Regiment schon viele Mühe vergeblich angewandt, und da ich eine scorbutische Schärfe vermuthete, richtete ich meine Behandlung danach ein, die aber fruchtlos war.

Ich ließ ihn zwei Tage einen halben Wurm nehmen. Da aber keine Veränderung erfolgte, bekam er täglich einen ganzen. Den zwölften Tag nach dem Gebrauche des Mittels wurde er mit Schneiden im Unterleibe befallen, und konnte seinen Urin nicht lassen. Von diesen Beschwerden wurde er durch ein gelindes Laxans befreiet. Den vierzehnten Tag ließ ich anderthalb Wür-

mer

mer pro dosi anfangen und dies drei Tage fortsetzen, aber ohne alle Würkung.

3.

Ein Frauenzimmer, funfzig Jahr alt, die seit vier Jahren melancholisch war, bekam zwei Tage lang täglich einen halben, eilf Tage lang täglich einen ganzen Wurm, und vier Tage lang anderthalb Würmer ohne die mindeste Veränderung.

4.

Ein Bursche von sechszehn Jahren hatte vor acht Jahren die Epilepsie von Schreck bekommen. Da ich keine offenbare materielle Ursache wahrnahm, und auch nichts mit krampfstillenden Mitteln ausrichten konnte, ließ ich ihn funfzehn Tage lang täglich einen halben Wurm nehmen. Den vierten Tag nach dem Gebrauche der Würmer schien es, als ob der Urin stärker ginge. Den fünften Tag erfolgten neunzehn Stuhlgänge, von denen ich nicht gewiß sagen kann, ob sie bloße Würkung des Mittels oder durch vorgegangene Diätsfehler verursacht waren. Die folgenden Tage bemerkte man keine Würkung. Ich fing daher den sechszehnten Tag an, täglich einen ganzen Wurm nehmen zu lassen, worauf den neunzehnten Tag ein Schneiden im Unterleibe und Verhaltung des Urins erfolgte, das sich gegen Abend nach einer Priese

Rha-

Rhabarber legte. Da keine starke Ausleerung, von der man sich Nutzen hätte versprechen können, erfolgte, so hörte ich mit dem Gebrauche des Mittels auf.

5.

Ein Frauenzimmer von dreiundzwanzig Jahren hatte die Epilepsie in einem sehr hohen Grade, weil sie mit allen Arten von Konvulsionen, besonders mit den verschiedenen Arten des Tetani, verbunden war. Die Krankheit war erst seit einem halben Jahre entstanden, und kurz nach ihrer Ankunft im Lazareth, gingen ihr zu verschiedenen Zeiten sehr beträchtliche Stücken eines Bandwurms ab. Aber ich konnte, weder durch alle jetzt bekannte Specifica, noch durch das heftigste Purgieren, weiter etwas abtreiben. Da die Krankheit dieselbe blieb, muste ich am Ende glauben, daß diese Krankheit ihren Grund nicht in den Bandwürmern gehabt habe. Ich ging daher alle bekannte Specifica gegen die Epilepsie mit ihr durch, aber alle waren gänzlich ohne Nutzen. Um das Maas der Versuche voll zu machen, ließ ich auch ihr die Würmer nehmen. Sie bekam erst zwei Tage täglich einen halben Wurm. Da keine Veränderung erfolgte, wurde ihr vom dritten Tage an täglich ein ganzer Wurm gegeben. Von dem fünften Tage an wurden die Krämpfe offenbar heftiger, und ich hörte mit dem siebenten Tage auf.

6.

Ein Mensch, der eine Gonorrhöe gehabt hatte, die nach starken Laxiermitteln unterdrückt worden war, kam mit maculis venereis in die Charité.

Es wurde mit einem halben Wurm angefangen, der ihm einen etwas drückenden Schmerz in der Urinblase, doch ohne Verhaltung des Urins, verursachte. Den zweiten Tag erfolgte dieselbe Würkung, nur daß er wohl ein Pfund mehr Urin ließ, als er getrunken hatte. Den dritten Tag erfolgte keine Veränderung. Den vierten Tag wurde ein ganzer Wurm gegeben. Nach sechs Stunden bekam er starke Rückenschmerzen, Brennen und Schneiden in der Harnröhre, und öfteren Drang zum Urinlassen, womit aber jedesmal nur wenig wegging, so daß es in Zeit von vierundzwanzig Stunden nur dreiviertel Quart ausmachte, worin einige Unzen eines dicken Schleims enthalten waren. Den folgenden Tag wurde nur ein halber Wurm gegeben, der nichts, als etwas Schneiden im Unterleibe verursachte. Den sechsten Tag klagte er wieder über schneidenden Schmerz in der Harnröhre und er ließ ein halb Quart Urin mehr, als er getrunken hatte. Den siebenten Tag wurde wieder ein ganzer Wurm gegeben, der wieder Schneiden in der Harnröhre, aber kein stärkeres Uriniren, verursachte. Den achten Tag hatte er wenig Schmerzen, und ließ die Hälfte mehr Urin, als

er

er getrunken hatte. Den neunten Tag erfolgte vier Stunden nach dem Einnehmen ein heftiges Schneiden und Brennen in der Harnröhre und ein Mictus cruentus. Durch demulcentia und laxantia wurde dieses gestillt. Und da die Schmerzen in der Harnröhre fortdauerten, so wurde den folgenden Tag das Mittel ausgesetzt. Den eilften Tag wurde ihm ein halber Wurm gegeben, der wieder Schmerzen verursachte, aber nicht diuretisch würkte. Eben so verhielt es sich den zwölften Tag.

Während dem Gebrauche hatte er täglich zwei bis drei Stuhlgänge. Schweiß hat man nie bemerkt. Die Flecken blieben, was sie waren.

7.

Ein Frauenzimmer von sechsunddreißig Jahren, kam mit Condylomatibus ani und Vulvæ, Maculis venereis, fluore albo und Schanker in der Vulva in die Charité. Nachdem die ersten Wege durch ein gelindes Laxans gereinigt waren, bekam sie täglich einen halben Wurm, wonach sie in den ersten vierundzwanzig Stunden drei Maaß Urin ließ und drei Stuhlgänge hatte. Den zweiten Tag ließ sie zwei Quart Urin und hatte einen Stuhlgang. Den dritten Tag zeigte sich gelinder Schweiß und öftere Neigung zum Urinlassen. Den vierten Tag ließ sie nur dreiviertel Quart Urin mit

öfte-

öfterem Reize. Den fünften Tag dieselbe Würkung. Den sechsten Tag bekam sie einen ganzen Wurm, der eine starke Transpiration machte. Auch bemerkte man, daß die Condylomata etwas zusammen fielen, und der weisse Fluß etwas nachließ. Den siebenten, achten und neunten Tag erfolgte keine Veränderung. Es wurden ihr daher den zehnten Tag zwei Würmer gegeben, die zwei Quart Urin und etwas Schweiß trieben. Das geschah auch den eilften. Den zwölften Tag bemerkte man, daß die Condylomata ganz flach auf der Haut lagen, und der fluor albus fast ganz weg war. Aber den dreizehnten Tag stellte sich ein Speichelfluß ein, und nun gestand sie, daß sie schon Merkurialmittel gebraucht und auch salivirt hätte. Ich setzte nun die Würmer aus, unterhielt den Speichelfluß, und die Kranke wurde geheilt.

8.

Bei einem Frauenzimmer, mit Condylomatibus ani und Vulvæ, fluore albo und Schanker der Vulvæ behaftet, wurde der Anfang ihrer Kur mit einem halben Wurm gemacht, der ihr heftiges Schneiden im Unterleibe, Drängen zum Stuhlgang, und Brennen und Schneiden in der Harnröhre machte, ohne daß weder Stuhlgang noch Urin erfolgte. Nach häufigem Trinken von Kamillenthee und erweichenden Umschlägen auf den Unterleib, bekam sie ein Erbrechen, womit

sich

sich die Schmerzen legten. Es zeigte sich den Tag darauf der fluxus menstruum. Die Kranke bat nachher, sie mit dem Mittel zu verschonen, und sie wurde durch Merkurialmittel geheilt.

9.

Eine Frau von vierundvierzig Jahren kam mit einem venerischen Ausschlage und Condylomatibus Vulvæ in die Charité. Die Condylomata hatte sie schon seit sechs Jahren, den Ausschlag aber nur erst seit einem Jahre. Sie hatte, so viel man herausbringen konnte, ausser Laxiermitteln, niemals Mercurialia gebraucht.

Man fing mit einem halben Wurm an, der ihr heftiges Erbrechen, Schneiden im Unterleibe, welches drei Stunden anhielt, und dreizehn Stuhlgänge verursachte. Den folgenden Tag des Abends bekam sie wieder einen halben Wurm, der starke Transpiration, ziemlich viel Urin und drei Stuhlgänge bewürkte. Den dritten Tag trieb ihr ein halber Wurm sehr häufig den Urin und machte fünf Stuhlgänge. Den vierten Tag erfolgte ebenfalls häufig Urin und drei Stuhlgänge. Sie bekam nun ihre Menses. Nach deren Endigung wurde ihr zum fünftenmale des Abends ein halber Wurm gegeben, der eben so, wie das erstemal, Erbrechen und Schneiden im Leibe und in der Harnröhre verur-

sachte. Nach warmen Getränken und Fomentationen hatte sie eilf Stuhlgänge und ließ häufig Urin. Den sechsten Tag des Abends bekam sie wieder einen halben Wurm, der etwas Urin und vier Fedes trieb. Den siebenten Tag verursachte ihr das Mittel starke Transpiration, sechs Stuhlgänge, aber sie ließ wenig Urin. Den achten Tag erfolgte dieselbe Würkung. Den neunten Tag wurde ein ganzer Wurm gegeben, der ziemlich Urin trieb und sieben Stuhlgänge bewürkte. Den zehnten, eilften und zwölften Tag gleiche Würkung, ausser daß sich am zwölften Tage schon etwas Schmerzen im Unterleibe einfanden, die den dreizehnten Tag so zunahmen, daß ich den vierzehnten Tag nur einen halben Wurm, und, da sich die Schmerzen nicht legten, den funfzehnten Tag nichts nehmen ließ. Den sechzehnten Tag verursachte ein halber Wurm wenig Veränderung. Den achtzehnten Tag erfolgte wieder Erbrechen und Schneiden im Unterleibe, und da sich während der ganzen Zeit nichts änderte, und die Flecken, die sich anfänglich zu verändern schienen, doch nicht vergingen, so hörte ich mit dem Gebrauche der Maywürmer auf.

10.

Bei einem Frauenzimmer von sechzehn Jahren, welche skrophulösvenerische Geschwüre am Fuß nebst topheser Erhebung des Knochens hatte, erfolgte nach einem

einem halben Wurm ein so heftiges Schneiden im Unterleibe, Bremen und vergeblicher Reiz zum Urinlassen, daß sie auf keine Weise zur Fortsetzung dieses Mittels zu bringen war.

* * *

Der Verfasser der erst angeführten Beobachtungen, hält dafür, daß die Maywürmer ein vortreffliches Ausführungsmittel des venerischen Giftes abgäben, und, da sie die Crasis des Blutes nicht so zerstörten, auch bei weitem den Vorzug vor allen Merkurialmitteln verdienten. Er hat sich dieser Würmer auch in intermittirenden und hitzigen Fiebern mit Nutzen bedient, und glaubt, daß sie, die Fiebermaterie auszuführen, vorzüglich geschickt seyen.

Aus meinen Erfahrungen ergiebt sich:

1) Daß dies Mittel auf eine sehr unbestimmte Art würkt, indem es bald Schweiß, bald Urin, bald Stuhlgang, bald alles dreies zugleich treibt, und zuweilen gar nichts thut.

2) Daß es sehr leicht die heftigsten Bewegungen verursacht, die freilich wohl von keinen Folgen, aber doch den Kranken höchst beschwerlich sind.

3) Es ist sowohl dem Verfasser der ersten Beobachtungen, als auch mir ein Fall vorgekommen, wo dieses Mittel in Körpern, die Queckſilberarzeneien gebraucht haben, einen heilsamen Speichelfluß erregt hat, und es wäre allerdings ein grosser Gewinn, ein sicheres Mittel zu haben, wodurch man den, nicht selten durch bloße Merkurialmittel auf keine Weise zu erhaltenden, Speichelfluß hervorbringen könnte, um so mehr, da so oft Fälle vorkommen, wo man das Queckſilber, wegen verdorbener Beschaffenheit der Säfte, nicht mehr so häufig in den Körper bringen darf. Aber ich habe leider gefunden, daß auch dieses Mittel sehr oft diesen Dienst versagt, und unter sehr vielen Fällen, wo ich gewiß wuste, daß Queckſilberarzeneien sehr häufig gebraucht waren, ohne daß ein zur Ausführung desselben hinlänglicher Speichelfluß erfolgt war, ist der oben angeführte (No. 7.) der einzige, wo nach dem Gebrauche der Würmer der Speichelfluß erfolgte. Eher noch hat mir in solchen Fällen das concentrirte Dekockt des Guajack-Holzes gut gethan.

Ich gebe inzwischen sehr gerne zu, daß diese angeführten Erfahrungen noch nicht hinreichend sind, über die Würkung dieses Mittels zu entscheiden. Auch habe ich noch keine Versuche mit dem Klumpen Bläschen, der das eigentliche Würksame dieser Thiere enthalten soll,

an-

angestellt, wiewohl dies in der Hauptwürkungsart wohl nichts ändern kann. Aber das kann ich mich nicht überreden, daß diese Würmer wesentliche Vorzüge vor den Kanthariden haben sollten. Selbst bei dem tollen Hundsbiß thun sie vermuthlich nichts mehr, als was die Kanthariden, nach Werlhoff's Erfahrung, in dieser Krankheit thun, wo ich sie allerdings für sehr würksam halte, und in vorkommenden Fällen immer gleich zu ihrer Anwendung schreiten würde, falls keine Kanthariden bei der Hand wären. Es käme darauf an, auszumachen, welches von beiden Mitteln am besten auf Schweiß und Urin zugleich und am wenigsten auf den Stuhlgang würkte, welche letztere Würkung wahrscheinlich die fruchtloseste ist.

III.

Von einer besondern Lungensucht.

Ein Tagelöhner von vierzig Jahren kam den dreißigsten May 1780 mit einer Brustbeschwerde, die er, seiner Aussage nach, von einer starken Erhitzung und darauf erfolgten Erkältung etwa zehn Wochen vorher bekommen hatte, in die Charité. Der Kranke fieberte, klagte über starke Stiche in der linken Seite, in der Gegend der fünften und sechsten wahren Rippe, zwei Zoll breit ab von dem Anfange der falschen Rippen, und hatte einen starken Auswurf eiterhafter Materie. Kurz es war, allem Anschein nach, eine wahre anfangende Lungensucht. Der Puls war weder voll noch gespannt, und da die Zunge sehr unrein war, so wurde er zuerst gelinde mit dem Glauberschen Salze laxiert, worauf zwar das Fieber etwas geringer, die Stiche aber gar nicht vermindert wurden. Als man den eben angezeigten Ort, wo der Kranke über Schmerzen klagte, untersuchte, fand man eine kleine Erhebung, die den zweiten Juni sehr deutlich war, und zwar Feuchtigkeit zu enthalten schien, aber doch beim Hin- und Herdrücken ein Geräusch machte. Man cataplasmirte die Stelle und gab innerlich den Syrup. pectoral. resolv. *).

Den

*) S. mein Handbuch der medicinischen Praxis. S. 557.

Den vierten Juni wurde die Geschwulst geöfnet, und es kam nur etwa eine halbe Unze einer wässerichten kleberichten Feuchtigkeit heraus. Von diesem Augenblicke an legten sich alle Zufälle, die Stiche liessen nach, der Auswurf hörte auf, und das Fieber wurde sehr verringert, so daß er den achten Juni schon ganz fieberfrei war. Die Wunde heilte bald zu. Man gab nun ein Decoct. cort. Chinæ mit etwas Myrrhe, und den achtundzwanzigsten Juni verließ der Kranke das Lazareth.

IV.

Von einer Weichwerdung der Knochen.

Eine Frau von sechsunddreißig Jahren, mit der venerischen Seuche behaftet, wurde 1770 in die Charité gebracht, wo sie mit Merkurialmitteln, ohne Speichelfluß, geheilt wurde. Nach neun Monaten kam sie zum zweitenmale mit Gliederschmerzen ins Lazareth, die wiederum mit Mercurialibus, und auch wieder ohne daß es zum Speichelfluß gekommen wäre, behandelt wurden. Die Schmerzen nahmen sehr ab, und sie verließ das Lazareth. 1776 wurde sie zum drittenmale,

mit einer Leukophlegmatie und Lähmung am ganzen Körper, in die Charité gebracht. Aber alle Mittel wurden vergeblich angewandt, sie blieb hülflos liegen, und bekam am Ende nichts weiter, als ein Infus. cort. chinæ mit dem Ox. Squillit. Anno 1778 wurde sie von einer chronischen Dysenterie befallen, und hier bekam ich sie zuerst zu sehen. Sie war so abgezehrt und elend, und hatte dabei so zerbrechliche Glieder, daß ihr einmal beim Herausnehmen aus dem Bette, ohne alle Gewalt, ein Fuß gebrochen wurde. Die Aerme gaben dem geringsten Drucke so nach, daß sie schon ganz gekrümt waren. Es war nicht möglich, irgend ein würksames Mittel anzuwenden, und blos zur Linderung der Schmerzen wurde ihr zuweilen ein Opiat gegeben, wobei sie sich dennoch bis zum dritten Juli 1780 erhielt, da sie starb. Man fand die Knochen ganz mürbe und zerreiblich.

Aller höchsten Wahrscheinlichkeit nach, war das zurückgebliebene Queckſilber die Ursache dieser Krankheit. In dem sechsten Bande der medicinischen Bemerkungen und Untersuchungen, einer Gesellschaft von Aerzten in London, S. 216 wird ein ähnlicher Fall beschrieben. Nur wird nicht gesagt, ob der Kranke vorher schon viel Queckſilberarzeneien gebraucht habe, sondern die Krankheit blos dem venerischen Gifte zugeschrieben. Vielleicht trägt sowohl die auflösende Kraft des Queckſilbers,

als auch die dadurch nicht überwundene und zurückgebliebene venerische Schärfe das ihrige zur Entstehung der Krankheit bei.

V.

Von einer Phrenitis.

Nach dem Hippokrates nenne ich Phrenitis ein delirium permanens furiosum cum febri.

Ein Schlächtergeselle, zweiundvierzig Jahr alt, wurde in einem solchen Zustande in die Charité gebracht. Nach Aussage derer, die ihn brachten, hatte er den neunten Februar 1780 eine sehr schwere Last gehoben, worauf er sogleich über heftige Stiche und Schmerzen in der Brust, mit abwechselnden Frost und Hitze, zu klagen angefangen. Den dreizehnten stellte sich das delirium ein, und so kam er den vierzehnten zu uns. Sein starker und voller Puls machte die Aderlaß nothwendig, und das gelassene Blut hatte eine starke inflamatorische Kruste. Nun wurde ihm eine Unze Sal. mir. Glaub. mit zwei Gran Brechweinstein gegeben, wonach zwei gallichte Vomitus und vier Sedes erfolgten. Der

Kranke raſete immer fort, ſo daß man ihn binden muſte. Gegen Abend wurden drei ſtarke Veſicatoria geſetzt und diaphoretica mit Kampfer gegeben. Und ſo fuhr man fort, obgleich keine Ruhe erfolgte, ſondern der Kranke unaufhörlich raßte. Zum Getränke bekam er die verdünnte Vitriolſäure. Zur Aderlaß war keine Anzeige mehr, und Stuhlgänge hatte er täglich einigemal freiwillig. Den ſiebzehnten wurde der Kranke endlich ruhig, die Haut wurde feucht, und er fing an zu ſchlafen. Den achtzehnten zeigte ſich däs weiſſe Frieſel auf der Bruſt, und den zwanzigſten war er auf dem ganzen Leibe damit bedeckt. Den zweiundzwanzigſten fing der Ausſchlag an abzutrocknen, dagegen fand ſich eine ziemliche Expektoration, die durch Ox. Squill. befördert wurde. Nach und nach verband man die Chinarinde mit den Bruſtmitteln. Und nun nahm er täglich an Kräften zu, ſo daß er den vierten März in der Stube herumgehen konte. Den ſechſten klagte er über ein Schneiden im Unterleibe und Uebelkeiten, aber ſonſt war die Zunge rein und kein anderes Zeichen von Unreinigkeiten da. Inzwiſchen wurde ihm etwas Salz mit Rhabarber gegeben, worauf ihm zehn Ellen eines Bandwurms abgingen. Man fuhr ſo fort, und es gingen noch täglich kleine und groſſe Stücken von zwey bis vier Ellen ab. Den ſiebzehnten wurde ihm ein halber Skrupel Jalappe mit zwei Gran Gummigutte gegeben, wonach unter andern kleinen Stücken, ein Stück von ſechszehn

Ellen

Ellen abging, so daß die abgegangenen Stücke achtzig bis neunzig Ellen ausmachten. Den siebenten April verließ er das Lazareth ganz gesund.

Ich bin sehr geneigt, zu glauben, daß der Bandwurm die Ursache des fortdauernden Rasens gewesen, und durch das Fieber getödtet oder doch matt, und zur Abtreibung geschickt gemacht worden sei.

VI.

Von einem Schmerz im Gesichte.

Eine Dame von dreiundfunfzig Jahren hatte in ihren Jugendjahren, die gewöhnlichen Kinderkrankheiten ausgenommen, einer fast ununterbrochenen Gesundheit genossen. Auch nach ihrer Verheirathung hatte sie sich allezeit ziemlich erträglich befunden. Nach ihrem fünften und letzten Wochenbette wurde sie zuweilen mit hysterischen Beschwerden befallen, die öfters ziemlich heftig waren, aber doch durch Aderlassen, zertheilende Arzeneien, Egrisches und Pyrmonter Wasser, einige Jahre nacheinander getrunken, Diät und Leibesbewegung gehoben wurden.

Vor ungefähr fünf Jahren wurde sie, nachdem sie sich im Sommer der Zugluft öfters sehr stark ausgesetzt hatte, von einem heftigen Schmerzen an der rechten Seite des Gesichts befallen, der besonders am untern Kinnbacken, nicht weit vom Gelenke mit dem obern, wütete. Alle innerliche und äusserliche Hülfsmittel waren hiebei vergebens angewandt, und der Zufall wurde nicht eher gemindert, als durch die bessere Witterung des folgenden Frühlings.

Im spätern Frühlinge desselben Jahres hatte sie einige Anfälle eines nachlassenden Fiebers, welches durch gelind abführende Mittel gehoben wurde.

Gegen das Ende des Sommers kam der heftige Schmerz wieder, an eben der Stelle. Man vermuthete eine Verderbniß zweier Backzähne des Unterkinnbackens, und hofte, daß der Schmerz durch das Ausreissen der Zähne würde gehoben werden. Man zog sie aus, aber die Zähne wurden unverdorben gefunden, und der Schmerz ließ nicht nach.

Nun blieben die Schmerzen nicht mehr beständig an einem Orte, sondern zogen bald nach dem Wirbel, bald in den Backenknochen unter das Auge, bald in das Gelenke des untern Kinnbackens. Der Schmerz war zuweilen so heftig, daß die Sprache dadurch erschwert

wurde.

wurde. Aber besonders war es, daß der Schmerz, während dem Essen, erträglich war.

So blieb es einige Jahre lang, da der Zufall, der immer zwar nicht ganz nachgelassen, aber doch sehr erträglich gewesen, gegen den Herbst wieder sehr heftig wurde, so daß die Kranke alle Eslust und Geduld verlor; Glücklicherweise wurde sie doch eben nicht am Schlafe gehindert, sondern der Schmerz wütete vorzüglich des Tages über.

Mittel waren dagegen genug, aber alle ohne dauerhaften Erfolg angewandt worden, als Schröpfen, alle drey Monate Aderlassen, blasenziehende Mittel, sowohl auf der leidenden Backe, als auf den Armen, Fontenelle, Blutigel am leidenden Theile, Fußbäder, Ameisenbäder, abführende Mittel, die stärksten resoluentia, z. B. Mercur. dulc., sulph. antimon., Kerm. min., Gummi Ammoniac., Guajac., Galban., Opopan., die Chinarinde, Pyrmonter, Egrisches- und Seidlitzer-Wasser. Auch die Bemühung, Hämorrhoiden zu erregen, hatte nichts gefruchtet.

So weit ging der Bericht des Arztes, der die Kranke bis dahin behandelt hatte. Herr Professor Fritze und ich wurden nunmehr zu Rathe gezogen. Nach unser beider ersten Idee, von der Ursache dieser Krankheit, war sie eine skrophulöse Schärfe. Inzwischen war gar kein anderes

Zei-

Zeichen derselben vorhanden. Da schon so viele würksame Arzeneimittel vergeblich gebraucht waren, so hielten wir dafür, daß eine Kurart zu wählen sei, die nicht nur stark auflösend sei, sondern auch eine Revolution im ganzen Körper machen könne. Wir glaubten, daß die Schmierkur beides leisten, und dadurch den so fixen Schmerz heben werde. Es wurden ihr daher warme Bäder verordnet, und einige Zeit nachher mit Einreibung einer Merkurialsalbe angefangen, so daß bis auf sechszehn Unzen Queckſilber eingerieben wurden. Die sich zeigende Salivation wurde unterdrückt. Man brachte mit dieser Kur fünf bis sechs Wochen zu, und ließ ein Decoct. Sassaparillæ daneben trinken, aber es erfolgte auch nicht die mindeste Besserung, vielmehr wütete jetzt der Schmerz auch öfters des Nachts.

Wir kamen nun überein, ihr den Schierling zu geben. Wir liessen das Pulver mit gleichen Theilen des Extracts zu Pillen machen, und täglich in der Dose steigen. In acht Tagen nahm sie schon täglich sechsund dreißig Gran, ohne alle Würkung, weder auf die Krankheit noch auf den Körper überhaupt. Sie verließ nun Berlin, fuhr aber mit dem Gebrauche des Schierlings fort, und hat sich nach einiger Zeit doch sehr erleichtert gefunden.

Ich erzähle diesen Fall deswegen, weil diese Krankheit nicht eine zufällige Modifikation irgend einer Schärfe, son-

sondern eine würkliche selbständige Species zu seyn scheint, die zwar nicht häufig vorkömmt, aber doch für das erkannt werden muß, was sie ist, damit man den Kranken nicht unnützerweise mit gewöhnlichen Mitteln plage, und damit die Zeit und die übrigen Gesundheitsumstände des Leidenden verderbe.

Man findet die Krankheit selten beschrieben. Fothergil hat einige ganz ähnliche Fälle gehabt *), und er ist zuweilen so glücklich mit dem Gebrauche des Schierlings gewesen, daß er die Krankheit damit bezwungen hat.

Bonnard **) beschreibt einen Backenschmerz bei einer Frau von achtundvierzig Jahren, die ihre Reinigung noch hatte. Auf der Backe war weder Geschwulst noch Röthe. Sie hatte dabei immer eine sehr trockne Nase, und war sonst einem Ausschlage unterworfen gewesen, der seit der Entstehung des Schmerzes ausgeblieben war. Menüret, ein Arzt zu Montelinart, hält die Ursache für skrophulöse Schärfe, und empfiehlt Extract. fumar., cicut., und den Merc. dulc. Ich würde, wenn der Fall mir jetzt wiederum vorkäme, zuerst den Schierling und sodann das in Salpetersäure auf-

*) S. Medicinische Bemerkungen und Untersuchungen einer Gesellschaft von Aerzten in London, 6ter Band, Altenburg 1778. S. 107.

**) S. Journal de Médécine, Juillet, 1780. S. 50.

aufgelöste Queckſilber anwenden. Und wenn dies alles fehlſchlüge, würde ich mich, da es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß eine krebsartige Schärfe zum Grunde liegt, zum Gebrauche des Arſenicks entſchlieſſen, der ſich durch einige gute Würkung, die ich von ihm geſehen, bei mir rechtfertigt. Und obgleich niemand mehr als ich, von der Schädlichkeit mancher heroiſchen Kurart überzeugt ſeyn kan, ſo bin ich doch eben ſo gewiß, daß bei der Furcht vor dem Arſenick Vorurtheil den meiſten Antheil hat. Mancher, der ſo ohne Bedenken den Sublimat, die betäubenden Gifte und das geraspelte Zinn in den Körper ſchickt, und ein groſſes Geſchrey gegen den Arſenick erhebt, vergißt, daß der Sublimat noch weit freſſender als der Arſenick iſt, daß die betäubenden Gifte die Haupträder unſerer Maſchiene angreifen, und daß das Zinn höchſtwahrſcheinlich nur, wegen ſeines ihm beiwohnenden Arſenicks, den Bandwurm tödten kann.

VII. Von

VII.

Von einem Miserere.

Ein Grobschmidt, von ungefähr zwanzig Jahren, wurde an einem Miserere in die Charité gebracht, welches schon neun Tage lang gedauert hatte. Ich ließ sogleich alles mögliche versuchen, um ihm Oefnung des Leibes zu verschaffen. Aber alles vergeblich, er starb noch denselben Tag.

Bei der Oefnung des Unterleibes zeigte sich sogleich ein sogenanntes Diverticulum Ilei, welches die besondere Beschaffenheit hatte, daß es aus der einen Wand des Darms in die entgegengesetzte Wand desselben Darms herüberging, etwa fünf bis sechs Zoll lang und hohl war. Der obere Theil des Ileums hatte sich zurückgebogen und sich zwischen seinem untern Theile und zwischen diesem wiedernatürlichen Kanal eingeklemmt, und war dadurch verschlossen, entzündet und brandicht geworden.

VIII.

Von einer Entzündung und Ineinanderschiebung der Gedärme einer Kindbetterinn.

Eine Schwangere von zweiunddreißig Jahren kam den neunzehnten Juli mit Wehen in die Charité. Die Wässer waren schon gesprungen, und sie wurde gegen den Abend glücklich entbunden. Da sie viel Kräfte bei der Geburt zugesetzt hatte, so ließ man die Nachgeburt zurück, welche den andern Tag von selbst abging. Sie befand sich bis dahin recht wohl, bis sie sich den einundzwanzigsten Juli stark ärgerte, worauf sie sogleich mit starkem Frost, Hitze und Kopfschmerzen befallen wurde. Man gab ihr nach geendigtem Anfalle etwas Glauberscheſ Saltz, und ließ sie Habergrütze, mit Salpeter vermischt, trinken. Nach einigen Tagen wurde die Zunge sehr unrein, und sie klagte über bittern Geschmack im Munde. Ich verordnete ihr die Aqua bened. Rul., wornach drei gallichte Vomitus und vier Sedes erfolgten. Sie klagte nun über nichts weiter als Hitze, Durst und Kopfschmerzen. Uebrigens säugte sie ihr Kind, und die Lochia flossen immer noch etwas. Den sechsundzwanzigsten des Morgens war der Puls voll und geschwinde, und die Zunge trocken. Ich ließ mit temperantibus fortfahren. Aber das Fieber nahm dem ungeachtet gegen die Nacht zu, und den Mor-

gen

gen darauf wurde sie mit Konvulsionen befallen. Da der Puls sehr hart und voll war, so ließ man ihr sogleich acht Unzen Blut weg, welches, da der Puls immer hart und voll blieb, einige Stunden nachher wiederholt wurde. Das Blut von beiden Aderlässen war nicht im geringsten inflammatorisch. Man legte ihr zugleich Vesicatoria und gab den Kampher, aber sie starb dem ungeachtet gegen zwölf Uhr, dem Anscheine nach erstickt.

Bei der Oefnung fand man die Blutgefässe des Kopfs sehr aufgetrieben; die Lungen natürlich, und in dem Unterleibe eine Entzündung der Gedärme nebst zwei Ineinanderschiebungen, von einigen Zollen lang, des Ileums.

Da die Kranke, so lange sie ihrer bewust war, gar nicht über Schmerzen im Unterleibe klagte, so ist sehr wahrscheinlich, daß diese Volvuli erst mit den Konvulsionen entstanden und zugleich die Ursache der Entzündung gewesen sind.

Die Gründe, warum ich diese Krankheit nicht Kindbetterinnenfieber nenne, habe ich in meinem Handbuche angegeben, und werde sie auch hier noch in der Folge zu rechtfertigen suchen.

IX.

Von einer hitzigen Kindbetterinnen-Krankheit mit Verschwärung im Gehirn.

Eine Frau von sechsunddreißig Jahren, schwacher Konstitution, hagern Körpers, sehr blassen Angesichts und niedergeschlagenen Gemüths, wurde den zwölften März leicht und bald entbunden.

In ihrem Wochenbette befand sie sich ganz wohl. Die Lochia flossen gut, und Milch war verhältnißmäßig genug in den Brüsten.

Den zwanzigsten fing sie an über Kopfschmerzen, besonders hinter dem Stirnbeine, zu klagen. Der Puls war ruhig. Man gab ihr ein gelindes Laxans aus der Rhabarber und dem Glauberschen Salze, wonach zwei Oefnungen erfolgten, die aber den Schmerz nicht hoben.

Den zweiundzwanzigsten klagte sie über beständige Uebelkeiten und da die Zunge sehr unrein und der Geschmack verdorben war, so wurde ihr die Aqua bened. Rul. gegeben, die zwei gallichte Vomitus bewürkte, nach welchen sich auch der faule Geschmack, die Uebelkeiten und Kopfschmerzen verloren.

Den vierundzwanzigsten war der Kopfschmerz wieder da, und da die Zunge noch unrein war, und das

Bre-

Brechen vorher so gute Dienste geleistet hatte, so wurde ihr die Aqua bened. Rul. verdünnt, als ein Soluens, gegeben, aber der Schmerz blieb, die Sinne wurden schwach und sie lag die mehreste Zeit in einem nicht natürlich scheinenden Schlaf. Der Puls war zwar krampfhaft, aber eher langsam als geschwinde. Es wurde ihr daher ein Vesicatorium im Nacken gelegt. Aber die Schlafsucht nahm zu, und wenn sie erwachte, konnte sie sich nicht besinnen.

Den siebenundzwanzigsten ließ ich die Aqua bened. bis zum Erbrechen geben; es erfolgten zwei gallichte Vomitus, aber ohne alle Besserung. Ich ließ daher noch Vesicatoria an den Waden legen, reizende Clystiere und innerlich Alexipharmata geben, aber der Puls fing an auszusetzen, und sie starb den achtundzwanzigsten Nachmittags.

Bei der Leichenöfnung wurden alle Eingeweide der Brust und des Unterleibes gesund gefunden, ausser daß sowohl der Magen als die dünnen Gedärme mit einer Menge von Galle angefüllt waren, die an einigen Stellen sogar die innere Haut der Gedärme angegriffen hatte.

Als man den Kopf geöfnet, und die harte Hirnhaut auf der linken Seite durchschnitten hatte, quollen sogleich zwey Theeköpfe voll ganz grünen stinkenden Eiters durch die zerfressene Pia mater zwischen den Gyris cerebri hervor. Und als man die Substanz

des Gehirns untersuchte, so fand man im lobo posteriori neben dem Ventriculo anteriori eine Höle, deren Seitenwände ganz kallös waren. Ein Theil vom Eiter hatte sich in den Ventriculum tertium ergossen. Die über diese Höle sonst befündliche Substanz des Gehirns war ganz zerstört, auch war schon die innere Fläche der harten Hirnhaut angegriffen. Der Ventriculus anterior sinister war ganz zusammen gedruckt und leer. Das ganze Hemisphærium dextrum und alle übrige Theile waren gesund.

Die Person hatte ein Jahr vorher in ihrem vorletzten Wochenbette ein delirium furiosum gehabt, und war nach der Zeit beständig traurig und niedergeschlagen geblieben. Wahrscheinlich war schon damals der Fehler im Gehirn entstanden, der nun vielleicht aufs neue entzündet wurde und so die starke Verderbung und Ergiessung der Galle per consensum bewürkte.

Auch diese Krankheit ist wiederum ganz von der verschieden, die man sonst gewöhnlich Kindbetterinnenfieber nennt.

X.

Von einer Kindbetterinnen-Epilepsie.

Ein Frauenzimmer von einundzwanzig Jahren, von lebhaften sanguinischem Temperamente, war zum erstenmale schwanger. Sie hatte seit der Hälfte ihrer Schwangerschaft Milch in den Brüsten, und wurde einige Monate vor ihrer Niederkunft mit einem Blutspeien befallen, welches sich nach Aderlässen und kühlenden Mitteln legte.

Den fünfundzwanzigsten September bekam sie eine Diarrhöe von zweiundzwanzig Stuhlgängen, welche wahrscheinlich durch Erkältung veranlaßt war. Gegen den Abend hatte sie einen Gespensterschreck, und beklagte sich gleich über Kreuzschmerzen.

Den sechsundzwanzigsten Nachmittags hatte sie einen zweiten Schreck von einem Hunde, der ihr ein krampfhaftes Zittern verursachte. Auch schoß ihr zu gleicher Zeit gelbe verdorbene Milch aus den Brüsten und ein blutiger Schleim aus der Vagina. Sie bekam heftige Kreuzschmerzen und brach siebenmal einen grünen Schleim weg.

Den siebenundzwanzigsten Vormittags bekam sie Wehen und wurde um zwey Uhr entbunden. Gleich nach der Entbindung befiel sie ein heftiges Zittern in den Gliedern und ein Schlucken. Weil viel Blut floß,

der Muttermund sich zusammenzog, und die Placenta wahrscheinlich gelöset war, so wurde die Hand in die Mutter gebracht, die Placenta gelöset gefunden und herausgenommen. Die Kranke klagte nun über nichts als Kopfschmerzen, und der Puls war etwas hart und geschwinde.

Nach zwei Stunden klagte sie plötzlich über Kreuzschmerzen, und kurz darauf stellte sich ein Anfall von Epilepsie ein. Es wurde ihr eine temperirende Mixtur mit Laudano liquid., und ein erweichendes Clystier gegeben, warme Umschläge um die Extremitäten, und, weil sie über Schwere im Kopf klagte, ein Vesicatorium im Nacken gelegt. Die Krämpfe hielten die Nacht hindurch an. In den kurzen nur einige Minuten daurenden Zwischenzeiten war sie zwar sehr matt, klagte aber über weiter nichts, als Kopf- und Kreuzschmerzen. In den Anfällen selbst war das Othemholen sehr erschwert, und der Mund schäumte. Die Lochia flossen immer fort.

Den achtundzwanzigsten fand ich den Puls hart und voll, und ließ daher eine Ader öfnen. Das Blut hatte inflammatorische Kruste. An beiden Waden wurden Vesicatoria gelegt. Aus den Brüsten lief eine gelbliche übelriechende Feuchtigkeit heraus. Gegen eilf Uhr stellten sich die Anfälle wiederum ein, die immer um so heftiger waren, je länger der Zwischenraum gewährt hatte. Da der Puls immer noch hart und voll war, so wurde

noch-

nochmal Blut gelassen, welches ebenfalls inflammatorisch war. Und da der Puls unverändert blieb, und die Anfälle fortdauerten, so wurde die Aderlaß gegen die Nacht zum drittenmal wiederholt, welche denn auch den Puls weicher und kleiner machte. Die Krämpfe liessen nach, aber sie redete irre, und fiel endlich nach Mitternacht in einen soporösen Schlaf, worin sie sich auch noch den neunundzwanzigsten befand. Der Puls war wiederum etwas voll und krampfhaft. Die Lochia flossen gut, waren aber sehr übelriechend. Der Unterleib war weich und nicht im geringsten aufgetrieben. Ich konnte nun auf nichts anders als verdorbene Galle argwöhnen, und ließ ihr daher eine Auflösung von Tamarinden-Mark und Manna, mit etwas Laudanum vermischt, geben. Da gegen Abend noch kein Stuhlgang erfolgte, so wurde ihr ein erweichendes Clystier gegeben, welches auch eine Menge von Unreinigkeiten abführte. Sie war nun in eine Art von Coma vigil. Ich ließ ihr jetzt eine gelinde schweißtreibende Mixtur aus dem Spir. Mindereri, der Mixt. simpl. camph und dem Fliederwasser nehmen, wodurch nicht nur ein guter Schweiß, sondern auch mehrere Munterkeit und Besinnung bewürkt wurde.

Den dreißigsten früh war der Puls weich und geschwinde. Sie befand sich noch immer in Schweiß, war munter und sagte, sie habe einige Stunden erquickend geschlafen. Die Lochia flossen noch immer,

rochen aber nicht mehr so übel. Die in den Brüsten enthaltene Milch sahe gelb und eiterartig aus. Uebrigens zeigte sie Appetit und klagte nur über Schwere des Kopfs. Es wurde ihr Nachmittags ein erweichendes Clystier gegeben, wonach sehr viele grüne Unreinigkeiten abgingen.

Die Nacht vom dreißigsten bis zum ersten schlief die Kranke gut, und lag in einem gelinden Schweisse. Des Morgens war ihr Puls zwar geschwind, aber weich. Sie hatte ihr völliges Bewustsein, und viel Appetit. Die Lochia flossen gut, und waren ohne Geruch. Ein Clystier gegen den Abend führte wiederum eine Menge grüner Exkremente aus. Sie hatte schon in einiger Zeit keinen Urin gelassen, aber nun kam auf einmal ungefähr ein Pfund, welcher einen sehr schleimichten Bodensatz machte. Da die Milch in den Brüsten noch immer ein verdorbenes Ansehen hatte, so sorgte man dafür, daß sie oft ausgesogen wurden. Die diaphoretica wurden fortgesetzt. Die Clystiere führten immer noch grünlichte Unreinigkeiten aus.

Den vierten befand sie sich sowohl, daß sie aufzustehen verlangte. Aber gegen Abend klagte sie über Kopfschmerzen und hatte ziemlich starkes Fieber, wahrscheinlich von Erkältung. Man legte daher noch ein Vesicatorium und gab die schweißtreibende Mixtur.

Den fünften hatten die Kopfschmerzen gänzlich nachgelassen, der Puls war nicht mehr so geschwind, und

das Urinlassen wurde ihr nicht mehr so beschwerlich. Die Milch und Lochia gingen immer noch ab.

Den sechsten befand sie sich sowohl, daß sie mit blossen Füssen in der Stube herumlief, wodurch sie sich einen ziemlich heftigen Fieberanfall zuzog, dem aber ein wohlthätiger Schweiß und guter Schlaf folgten.

So fieberte sie immer fort, und Milch und Lochia flossen noch immer, bis sie die Nacht vom dreizehnten bis zum vierzehnten so gut schlief, als sie, ihrer Aussage nach, während ihrer ganzen Krankheit noch nicht geschlafen hatte. Die Brüste waren nun schlaff, und gaben keine Milch mehr, und den funfzehnten hörte auch der Ausfluß aus der Vagina auf, der schon einige Tage lang blos schleimicht gewesen war. Es wurden ihr nun roborantia gegeben, und den achtundzwanzigsten verließ sie die Charité gesund und munter.

Diese Erfahrung lehrt:

1) Daß Leidenschaften die in den Brüsten enthaltene Milch verderben, woraus sich der schädliche Einfluß derselben auf säugende Kinder erklärt.

2) Daß zwischen den Feuchtigkeiten der Brust und der innern Geburtstheile ein besonderer Zusammenhang statt finde, so daß beide aus einer Ursache zugleich leiden können, und beide von einander abzuhängen scheinen. Unmittelbar nach dem Schreck stürzte die Milch aus den Brüsten und zu gleicher Zeit eine schlei-

michte Feuchtigkeit aus der Vagina. Die Lochia flossen gerade so lange, als sich noch Milch in den Brüsten befand.

3) Es fand hier keine Milchversetzung statt. Die Milch blieb in den Brüsten, und der Unterleib war weder schmerzhaft noch aufgetrieben.

4) Das Fieber hing zum Theil von verdorbener Galle ab, welches das gallichte Erbrechen und die mit Erleichterung abgegangenen grünen Exkremente beweisen; zum Theil von der eingesogenen verdorbenen Milchfeuchtigkeit, welches aus dem schleimichten Bodensatze des Urins zu erhellen scheint.

5) Die ganze Krankheit unterscheidet sich gar sehr, von der vorher beschriebenen Entzündung der Gedärme und von andern hitzigen Krankheiten der Kindbetterinnen, und entweder der Name Kindbetterinnen-Fieber begreift ein weitläuftiges Geschlecht von sehr verschiedenen Krankheiten unter sich, oder dieser Name kommt nur derjenigen Krankheit zu, von der ich jetzt unter eben diesem Namen einige Fälle anführen werde.

XI. Vom

XI.

Vom Kindbetterinnen-Fieber.

Im Jahr 1778 wütete vier bis fünf Wochen lang fast unter allen Wöchnerinnen ein Fieber, das bei allen gleichen Lauf und Ausgang nahm, und wovon ich folgende Fälle hier anführe:

I.

Eine Soldatenfrau von einigen zwanzig Jahren wurde in den letzten Tagen ihrer Schwangerschaft den siebenten Juni von einem Gallenfieber befallen. Die Haut und die Augen waren gelb gefärbt, der Geschmack bitter, die Zunge unrein, der Puls geschwinde und gespannt, und die Hitze ziemlich brennend und mit Frösteln abwechselnd. Es wurde ihr des Tages über der Cremor tartari und des Nachts eine temperirende Mixtur gegeben. Gegen Morgen erfolgte Remißion.

Den neunten Juni, als den dritten Tag der Krankheit, wurde sie von einem Mädchen glücklich entbunden. Nach vierundzwanzig Stunden, nach der Entbindung, waren die Fieberbewegungen sehr geringe und die Lochia flossen. Es wurde indessen doch die temperirende Mixtur fortgesetzt und ein erweichendes Clystier gegeben.

Den zehnten gegen Abend erfolgte eine starke Exacerbation mit convulsivischem Frost, der gegen Mitternacht

in eine würkliche Eclampsie überging. Die Lochia hörten auf zu fliessen und es stellte sich ein heftiger Schmerz in der regione inguinali sinistra ein. Die temperirende Mixtur wurde mit laud. liquid. Syd. versetzt.

Den eilften des Morgens erfolgte keine Remißion, weder des Fiebers noch des Schmerzens, obgleich die epileptischen Bewegungen nachliessen. Es wurde daher der Unterleib mit dem linimento antispast. *) eingerieben, und ein Dekockt von erweichenden Kräutern in die Vagina gesprützt. Weil die Clystiere den Leib nicht öfneten, so wurde zum gewöhnlichen Getränke aufgelöseter Weinsteinrahm gegeben. Uebrigens wurde die Mixt. temperans fortgegeben.

Den zwölften blieb der Zustand unverändert und die angezeigten Mittel wurden fortgesetzt.

Den dreizehnten floß eine Menge eiterhafter Materie aus der Vagina, ohne Erleichterung der Zufälle.

Den vierzehnten des Morgens wurden, wegen des anhaltenden Schmerzens und der Härte des Pulses, acht Unzen Blut aus der Ader des Arms gelassen, welches viel Serum und eine dicke gelbe Kruste hatte. Ungeachtet der Weinsteinrahm immer gelinde abführte, so blieb doch die Zunge unrein und der Geschmack verdorben. Es wurde ihr daher die

Aqu.

*) S. mein Handbuch S. 511.

Aqu. bened. Rul. gegeben, wonach sie auch viel Galle wegbrach. Nachmittags bekam sie wieder temperantia, der Unterleib wurde inungirt und fomentirt, und ein erweichendes Clystier gegeben.

Den funfzehnten wurde das Brechmittel in geringer Dose wiederholt, wonach etliche Vomitus erfolgten, die aber nicht mehr sehr gallicht waren. Das Fieber und der Schmerz im Unterleibe verminderten sich, und der eiterhafte Ausfluß aus der Vagina war sehr häufig.

Ich ließ sie nun vom sechszehnten bis zum vierundzwanzigsten alle Tage eine Unze Manna mit einem Quentchen Salmiack verbrauchen, wonach alle Zufälle verschwanden, so daß der eiterhafte Ausfluß aufhörte, und sie den fünfundzwanzigsten ganz fieberfrei war. Sie bekam nun ein Infusum Chinæ und verließ bald darauf die Charité gesund.

Höchstwahrscheinlich waren hier durch die gallichte Disposition die Krämpfe erregt und durch diese die Milch nach dem Unterleibe versetzt, und mit den Lochiis ausgeführt worden.

2.

Eine achtundzwanzigjährige Frau wurde den eilften Juni von einem Mädchen glücklich entbunden. Sie befand sich achtundvierzig Stunden nach der Entbindung ganz wohl und die Lochia flossen stark.

Den

Den dreizehnten fanden sich statt des gewöhnlichen Milchfiebers alle Zufälle eines Gallenfiebers, und zugleich Stiche im rechten Hypochondrio und im Unterleibe ein, und die Lochia hörten auf zu fliessen. Es wurde ihr Weinsteinrahm im Getränke aufgelöset gegeben, der Unterleib mit dem linim. antispast. inungirt und mit zertheilenden Kräutern fomentirt und Clystiere und Einsprützungen in die Vagina angewandt.

In der Nacht fand sich ein freiwilliges gallichtes Erbrechen ein, welches des Morgens den vierzehnten durch funfzehn Gran Brechwurzel unterstützt und dadurch viel grüne Galle ausgeführt wurde. Gegen Abend erfolgten acht Stuhlgänge.

Den funfzehnten wurde mit dem Weinsteinrahm und den äusserlichen Mitteln fortgefahren. Und weil der Puls hart und voll wurde, so ließ man zehn Unzen Blut aus dem Arm, welches seine ganz natürliche Beschaffenheit hatte.

Den sechszehnten verminderte sich der Schmerz im Pelui und Hypochondrio, zog sich aber mehr nach den lumbis zu. Gegen Mittag wurde sie von einer Lähmung der Zunge in der linken Seite befallen, der Puls sank und blieb aus, und Nachmittags erfolgte der Tod.

Bei Eröfnung des Unterleibes fand man auf dem Omento hin und wieder Eiterklumpen sitzen, an dem

Netze

Netze selbst aber war keine Spur einer Exulceration zu finden. Eben ein solcher Eiter fand sich zwischen allen Krümmungen der Gedärme, vorzüglich aber im Grunde des Beckens. Die Tubæ fallopianæ waren gangränirt, und es ließ sich viel Eiter aus ihnen herausdrücken. Der Uterus, dessen innere Höle etwas gangränirt war, enthielt ebenfalls noch etwas von dieser eiterartigen Feuchtigkeit.

Die Menge des gefundenen Eiters und die nicht verhältnißmäßige Entzündung der Theile beweisen sattsam, daß das Eiter hier von einer nach diesen Theilen geworfenen Feuchtigkeit entstanden sei, die nichts anders als Milch seyn konnte.

3.

Eine Soldatenfrau von zweiundzwanzig Jahren und phlegmatischen Temperaments wurde den zwölften Juni zum erstenmale glücklich und leicht entbunden. Die Nachwehen waren nicht stark und die Lochia flossen gut.

Den dreizehnten fand sich ein Frösteln ein, dem Kopfschmerzen, fieberhafter Puls, bitterer Geschmack und unreine und zur Trockenheit geneigte Zunge folgten. Ob sie gleich den Tag über eine Unze Weinsteinrahm verbrauchte, so blieb doch der Leib verschlossen, und die Nacht wurde unruhig zugebracht.

Den vierzehnten wurde sie mit Schmerzen im Unterleibe und abwechselnden Ohnmachten befallen. Zugleich

schwoll der Unterleib sehr auf. Es wurden äusserlich die gewöhnlichen Mittel angewandt, innerlich eine Auflösung vom Glauberschem Salze und Salpeter gegeben, und die Oefnung des Leibes durch erweichende Clystiere befördert.

Den funfzehnten war der Puls klein und geschwinde, und die übrigen Umstände dieselben. Es wurde daher nichts in der Behandlung geändert. Gegen Abend fanden sich deliria, gallichte und unwillkührliche Stuhlgänge, und sie starb gegen den Morgen.

Bei Eröfnung des Unterleibes fand man über ein Quart einer grüngelblichten Feuchtigkeit. Die Tubæ fallopianæ, die Ovaria und der Cervix Uteri waren zum Theil gangränirt. Bei den Mündungen der fallopischen Röhren neben den Ovariis lag vorzüglich viel Eiter, welches erst frisch dahingekommen zu seyn schien, weil es mehrere Consistenz als das übrige hatte. Auch konnte man durch Streichen ähnliche dicke Materie aus den Tubis drucken. In der Höhle des Uterus war nichts wiedernatürliches, ausser einige kleine zurückgebliebene Stückchen der Nachgeburt. Alle übrigen Eingeweide waren gesund.

Wiederum konnte die Menge der eiterartigen Feuchtigkeit keine Folge der Entzündung der Theile seyn.

4.

Ein zwanzigjähriges Waisenmädchen, die während ihrer ganzen Schwangerschaft sich wohl befunden hatte, wurde den achtundzwanzigsten Juni von einem gesunden Kinde leicht und natürlich entbunden. Sie hatte fast gar keine Nachwehen und befand sich die ersten drei Tage recht wohl.

Den vierten Tag nach ihrer Niederkunft wurde sie Abends von einem Frost befallen, der eine Stunde anhielt. Die darauf folgende Hitze, welche mit Schmerzen im Vorderhaupt begleitet war, verließ sie nicht wieder. Die Brüste schwollen von Milch an. Zugleich klagte sie über Schmerzen in der Gegend des Nabels. Aeusserlich wurden die gewöhnlichen Mittel, innerlich eine temperirende Mixtur angewandt. Der Verstopfung wegen gab man ein erweichendes Clystier.

Den fünften Tag klagte sie über übeln Geschmack und die Zunge war mit einem gelben Schleim bedeckt. Es wurde ihr ein Skrupel Ipecacuanha gegeben, wonach sie vielen gelbgrünlichten Schleim wegbrach. Das Kind war von Anfang an unruhig, und den fünften Tag ganz gelb. Das Fieber machte gegen Abend seine Exacerbation mit einem mäßig geschwinden aber etwas gespannten Pulse.

Den sechsten Tag wurde sie durch etwas Glaubersches Salz gelinde laxirt. Kopf- und Leibschmerzen

waren erträglich. Inzwischen fuhr man mit den äusserlichen Mitteln fort.

Den siebenten Tag starb das Kind. Es fand sich eine rosenartige Entzündung an der Brust, die sich in fünf Tagen wieder zertheilte. Ihre Zunge blieb unrein und sie hatte öftere Uebelkeiten. Es wurde den Tag viermal ein halber Skupel Ipecacuanha mit zwei Gran Mass. pil. de Cynogl. gegeben, wonach sie jedesmal Galle wegbrach.

Den achten Tag fand sich bei fortdauernden Schmerzen ein Durchfall ein, welcher ohne Erleichterung bis den vierzehnten Tag anhielt. Sie hatte täglich sechs bis acht wässerichte Stuhlgänge, worin man Stücken eines eiterartigen Schleims antraf. Die Stuhlgänge waren so wie bei der Ruhr mit einem schmerzhaften Drängen verknüpft. Auch wurden nun die Lochia, die bis dahin natürlich gewesen waren und gut geflossen hatten, geringer und eiterartig. Innerlich wurde ihr diese ganze Zeit über eine Auflösung von Manna mit dem Salmiack gegeben.

Den eilften wurde wegen des vermehrten Fiebers, kleinern Pulses und fortdauernden Schmerzens ein Vesicatorium auf den Unterleib gelegt.

Den vierzehnten Tag ließ der Schmerz etwas nach. Der Unterleib aber blieb gespannt. Es zeigte sich auf der Brust das weisse Friesel. Uebrigens war das Fie-

ber mäßig und die Zunge zwar nicht ganz rein, aber doch feucht, so daß ich bei fortdauernden eiterichten Lochiis Hofnung zur Besserung schöpfte.

Den funfzehnten Tag fanden sich deliria und bald darauf erfolgte der Tod.

Bei der Untersuchung nach dem Tode fand man das Omentum an einigen wenigen Stellen gangränirt, aber nicht exulcerirt. Im fundo peluis befand sich über ein Quart Eiter, der sehr klebricht war, und fast überall die äussern Wände der Gedärme zusammenklebte. An der vordern Fläche des Uteri war ein ziemlicher Fleck sphacelirt, aber die innere Substanz von natürlicher Farbe und Härte. Die Tubæ fallopii enthielten ähnlichen Eiter und waren gangränirt. In der Höhle des Uteri war etwas schwärzliche Gauche und die ganze innere Fläche sphacelirt. Als man die Brüste durchschnitt, quoll aus diesen ein dem im Unterleibe gefundenen ganz ähnlicher Eiter hervor.

Auch dieser Fall giebt dieselben Schlusfolgen, als die vorhergegangenen.

5.

Ein dreiundzwanzigjähriges Mädchen, deren Liebhaber sich abwesend befand, war in den letzten Tagen immer traurig, und, da sie eine Fremde war, wegen ihres fernern Schicksals äusserst bekümmert. Man ließ

ihr einige Zeit vor der Entbindung etlichemal am Arm zur Ader, und gab ihr gelind abführende Mittel.

Den vierten Juli wurde sie von einer gesunden Tochter auf eine natürliche und leichte Art entbunden, und die Nachgeburt folgte von selbst. Gleich nach der Entbindung vermehrte sich ihre Bekümmerniß, und ihr Puls wurde sogleich fieberhaft. Inzwischen flossen die Lochia gut, und man begnügte sich damit, ihr fleißig Kamillenthee trinken zu lassen.

Den zweiten Tag fing sie an über Schmerz in der regione umbilicali und pubis zu klagen. Man wandte daher die gewöhnlichen äusserlichen Mittel an, gab innerlich eine temperirende Mixtur und bewürkte durch Hülfe eines Clystiers drei stinkende Stuhlgänge mit Erleichterung der Schmerzen im Unterleibe.

Den dritten Tag fand sich ein übler Geschmack, Neigung zum Brechen, und die Zunge war zwar feucht, aber mit einem gelben Schleim bedeckt. Der Puls wurde geschwinde und etwas gespannt. Man gab ihr funfzehn Gran Ipecacuanha, wonach sie viel gelbgrünen zähen Schleim wegbrach. Und da gegen Abend der verdorbene bittere Geschmack fortdauerte, wurde ihr noch ein halber Skrupel Brechwurzel gegeben, welcher eben solchen Schleim ausführte. Die äusserlichen Mittel wurden fortgesetzt. Die Nacht war sehr unruhig.

Den

Den vierten Tag des Morgens erfolgte, statt einer Remißion, eine Vermehrung des Fiebers, und die Milch aus den Brüsten verlor sich. Sie empfand vorzüglich im Kreuz heftige Schmerzen, weswegen man auf eben dem Ort ein Vesicatorium legte. Innerlich wurde die Manna mit dem Salmiack gegeben, so daß sie in sechsunddreißig Stunden zwei Unzen Manna und zwei Quentchen Salmiack bekam. Gegen Abend erfolgten gallichte Stuhlgänge ohne Verminderung der Kreuzschmerzen.

Den fünften Tag flossen die Lochia nicht mehr. Gegen Mittag klagte sie über Beängstigung, und es erfolgte eine leichte Lähmung der Zunge und der rechten Seite. Der Puls sank und wurde geschwinder. Der Unterleib war sehr ausgedehnt. Auf die Brust und an den Extremitäten wurden Vesicatoria gelegt. Die Zunge wurde mit Rosenhonig und Salmiackspiritus gepinselt, wonach sie vernehmlicher sprechen konnte. Innerlich ließ ich alle Stunden zwei Gran Kampfer nehmen. Gegen Abend fanden sich Deliria, und unwillkührliche Stuhlgänge und sie starb den folgenden Tag, nehmlich den sechsten nach der Entbindung.

Bei Eröfnung des Unterleibes fand man das Omentum nach oben zusammengerollt, aber übrigens gesund. Magen und Gedärme waren rein und gesund, aber voll von Luft. In der Beckenhöhle fanden sich vier bis fünf Tassen gelbgrünlichten Eiters und die tubæ fallopii waren gangränirt. Neben der linken tuba lagen einige

Löffel voll dicken Eiters, und aus beiden ließ sich dieselbe Materie herausdrücken.

Der Uterus hatte auf der Oberfläche einige missfärbige Stellen, enthielt aber kein Eiter, sondern eine schwärzliche stinkende Gauche.

Ich verlor an diesem Fieber, welches wohl an zwanzig Personen befiel, in Zeit von vier Wochen achte. Nach der Zeit hörte es plötzlich auf, und die vorkommenden Fieber und Krankheiten hatten mit den beschriebenen Fällen gar keine Aehnlichkeit.

Aber plötzlich zeigte sich im Jahr 1780 das nehmliche Fieber wieder und war eben so tödtlich. Ich begnüge mich, von diesen nur folgenden Fall anzuführen.

6.

Ein Frauenzimmer von dreißig Jahren, etwas blassen Gesichts und schwächlichen Körpers, befand sich in ihrer fünften Schwangerschaft. Drei Wochen vor ihrer Niederkunft wurde sie von einer Ohnmacht befallen, der ein kleines Fieber folgte, welches sich aber nach einer Aderlaß und nach gelind ausführenden Mitteln verlor.

Den dreizehnten Februar wurde sie durch eine natürliche Kopfgeburt von einem zwar gesunden aber doch schwächlichen Mädchen ganz leicht entbunden.

Den zweiten Tag befand sie sich ganz wohl. Die Nachwehen waren unbedeutend und der Puls ganz ruhig.

Die

Die Nacht zum dritten Tage wurde sie plötzlich mit einer starken Beklemmung der Brust und sehr erschwerten Othemholen befallen. Als man sich nach dem, was vorgegangen war, erkundigte, erfuhr man, daß sie kurz vorher aufgestanden und unbekleidet an einem Orte zu Stuhle gegangen sei, wo das Fenster offen stand. Um die Ausdünstung wieder herzustellen, wurde ihr häufig Thee gegeben, nach welchem ein Brechen von Kruditäten erfolgte. Man gab ein Clystier, welches einige Oefnungen verursachte und fuhr mit dem warmen Getränke fort, wodurch denn der vorher sehr kleine und krampfhafte Puls wieder gehoben und weicher gemacht, und die Ausdünstung wieder hergestellt wurde. Aber die Brust blieb heiser und der Puls den Tag über sehr fieberhaft. Sie wurde heute ganz gelinde laxirt.

Den vierten Tag des Morgens befand sie sich ziemlich wohl und die Lochia flossen. Sie fieberte aber bald nachher und klagte über herumziehende aber doch leichte Schmerzen im Unterleibe. Man gebrauchte äusserlich die gewöhnlichen Mittel und gab innerlich den Spiritus Mindereri mit etwas Kampfer. Gegen Abend erfolgte eine ziemlich starke Exacerbation. Man gab noch ein Clystier, der Röthe im Gesicht wegen.

Den fünften Tag des Morgens hatte das Fieber zwar etwas nachgelassen, aber der Kopf war sehr eingenommen. Man fuhr mit den angezeigten Mitteln fort. Aber es erfolgte bald nach jedesmaligem Einneh-

men der Arzenei ein Brechen, das zugleich etwas gallicht war, und ein damit abwechselnder Schlucken. Man gab daher gelinde Opiate und legte ein Blasenpflaster auf den Magen. Das Kind starb heute. Gegen Abend starke Exacerbation des Fiebers.

Den sechsten Tag des Morgens ließ das Fieber etwas nach. Aber sie war äusserst kraftlos. Auch blieb der Puls den Tag über klein und schwach. Man fuhr mit den gestrigen Arzeneimitteln fort. Gegen Abend erfolgte Exacerbation.

Den siebenten war des Morgens wieder Remißion des Fiebers. Die Kranke schien heute munterer als die vorigen Tage zu seyn. In den Brüsten war nun keine Milch mehr und da auch die Lochia nicht mehr flossen, so hielt ich es für rathsam, Blutigel an die Vagina zu setzen, die auch ziemlich viel Blut absogen. Aber es erfolgte keine sichtbare erleichternde Würkung, und das Fieber exacerbierte gegen den Abend ziemlich stark.

Den achten Tag des Morgens hatte das Fieber wiederum sehr nachgelassen, und die Kranke war noch munterer als in der Remißion des vorhergegangnen Tages. Dahingegen stellte sich nun wiederum das Brechen ein. Da Verdacht auf Kruditäten im Magen war, so wurden zwei Skrupel Rhabarber gegeben, die sie aber sogleich wiederum wegbrach. Uebrigens wurde das Fieber gegen Abend wiederum eben so stark, wie gewöhnlich.

Den

Den neunten Tag des Morgens befand sie sich auſserordentlich wohl, und das Brechen hatte nachgelaſſen. Aber der Puls war fieberhafter als gewöhnlich. Man fuhr mit den diaphoreticis fort und gegen Abend erfolgte die gewöhnliche Exacerbation.

Den zehnten Tag des Morgens schien sie munterer als jemals zu seyn. Die Schmerzen im Unterleibe waren kaum merkbar, aber der Puls war geschwinde und schleichend.

Den eilften Tag erfolgte des Morgens keine Remiſsion, im Gegentheil waren die Augen trübe, die Sprache schwer, die Zunge trocken, die Haut trocken und brennend, der Puls zwar voller und gehobener als gewöhnlich, aber unordentlich, der Leib aufgetrieben, und als man sie nach ihrem Befinden fragte, antwortete sie, daſs sie sich ganz wohl befände. Es wurden sogleich Vesicatoria an den Waden und im Nacken gelegt, und innerlich das flüchtige Hirschhornsalz mit dem Kampfer gegeben. Aber die Umstände blieben dieselben, so wie sie auch immer ihr Bewuſstseyn behielt.

Den zwölften Tag fand ich sie noch in eben diesem Zustande, und ihr Gesicht verkündigte mir ihren nahen Tod. Auch erfolgten sehr bald unwillkührliche Stuhlgänge. Gegen Abend wurde sie sehr engbrüstig und in einer halben Stunde schwoll die Parotis sinistra so an, daſs sie sich ganz über den untern Kinnbacken erhob.

Da die äussere Haut etwas entzündet aussahe, so legte man Cataplasmata auf.

Den dreizehnten Tag war sie gar nicht mehr bei sich. Die Ohrendrüse schwoll immer mehr an. Die Kräfte nahmen nach und nach ab und so starb sie den vierzehnten Tag nach ihrer Niederkunft.

Bei der Oefnung fand ich den ganzen Unterleib mit einem stinkenden Eiter angefüllt, welches wohl fünf bis sechs Quart betragen mochte. Das Omentum war hart, skyrrhös und an vielen Stellen angefressen. Auch die untere Fläche des grossen lobi hepatis war arrodirt. Die innere Substanz der Leber hingegen war gesund. Die Gedärme waren nicht aufgetrieben. Zwischen den Krümmungen derselben sahe man Klumpen Eiter liegen. Die äussere Fläche derselben, besonders das Ilei, war ebenfalls stark angefressen, im coeco war dadurch sogar eine Oefnung entstanden. Die innere Haut der Gedärme sahe ganz natürlich aus. Der Uterus war ordentlich zusammengezogen, aber an der äussern hintern Fläche ebenfalls angefressen; und so auch die äussere Fläche der Eierstöcke. Die innere Fläche des Uteri war mit einem weissen Schleim überzogen und zeigte keine Spur von Entzündung. Die Brüste waren zwar schlaff und weich, enthielten aber etwas verdorbene Milch. Die geschwollene Parotis, welche ganz hart anzufühlen war, enthielt eine der im Unterleibe gefundenen ganz ähnliche

liche Materie. Die Eingeweide der Brust und der Kopf hatten ihre natürliche Beschaffenheit.

Auch diese Erfahrung zeigt offenbar, daß der Ursprung des in dem Unterleibe gefundenen Eiters mit der grössesten Wahrscheinlichkeit von der Milch abzuleiten sei, weil erstlich, die Eingeweide des Unterleibes nur an ihren äussern Flächen, und da, wo das im Unterleibe enthaltene Eiter sie berühren konnte, exulcerirt waren, und zweitens, die in den Brüsten, in der Parotis und im Unterleibe gefundene Materien sich einander ganz ähnlich sahen.

Es starben an diesem Fieber ebenfalls sieben Personen nach der Reihe. Nach der Zeit aber bis jetzt, da ich dieses schreibe, sind mir nur folgende Fälle einzeln vorgekommen.

7.

Ein Frauenzimmer von sechsundzwanzig Jahren wurde den siebzehnten October 1781 durch eine leichte Kopfgeburt von einer Tochter glücklich entbunden; die Placenta erfolgte den andern Tag freiwillig, und die Milch stellte sich auch häufig in den Brüsten ein.

Den neunzehnten klagte sie über Stiche in der linken Seite und über Kopfschmerzen. Da der Puls ziemlich voll war, wurden ihr acht Unzen Blut abgelassen, und eine temperirende Mixtur aus Salpeter gegeben.

Des Nachmittags um drei Uhr klagte sie über Uebelkeiten und Neigung zum Brechen, welches auch durch die Aqu. bened. Rul. befördert und dadurch eine Menge von Galle ausgeführt wurde.

Sie klagte nun, den zwanzigsten, weder über Stiche in der Seite noch über Schmerzen im Unterleibe, der auch gar nicht aufgetrieben war, auch nicht beim Berühren schmerzte. Ich hatte daher hier eine Milchabsetzung im Unterleibe um so weniger in Verdacht, da mir diese bisher noch nie sporadisch vorgekommen war. Weil sie noch fieberte, ließ ich ihr das mit Zitronensäure gesättigte Weinsteinsalz nehmen, womit bis den dreiundzwanzigsten fortgefahren wurde.

Da ich sie diesen Tag etwas schwach fand und auch sonst keine reizende Materie im Körper bemerkte, so verordnete ich ihr einen Aufguß von der Chinarinde, aber sie starb den folgenden Morgen zu Ende des siebenten Tages ihrer Krankheit.

Als ich den Unterleib öfnete, fand ich die ganze Höle desselben mit einer ganz molkenartigen Feuchtigkeit angefüllt, das Netz und die Gedärme mit einem käsichten Eiter bedeckt, und der bloße Anblick zeugte ungezweifelt von der Natur der Feuchtigkeit. Die Gedärme waren an einigen Orten entzündet, und fast überall mit einem dünnen zähen Wesen bedeckt, welches man abziehen konnte, und welches vielleicht aus den Gedärmen ausgeschwitzt war.

8.

Ein Frauenzimmer, neunmunddreißig Jahr alt, von einer schwächlichen durch Unzucht geschwächten aber reizbaren Leibesbeschaffenheit, befand sich zum zweitenmal schwanger und wurde den sechszehnten December 1781 in die Charité gebracht.

Bei der Untersuchung fand man, daß die Wässer schon von ihr gegangen waren, doch waren die Ränder des Muttermundes noch etwas dick und hart, und die Oefnung sehr klein, übrigens der Stand des Kindes natürlich. Es zeigten sich den ganzen Tag keine wahre Wehen, welche inzwischen den siebzehnten erfolgten, worauf sie durch eine zwar etwas schwere, aber doch natürliche Geburt von einem gesunden starken Knaben entbunden wurde. Die Placenta folgte bald nach der Geburt freiwillig, die Lochia flossen mäßig, die Milch stellte sich einige Tage nach der Geburt ein, und sie war bis den zwanzigsten December ohne allen Schmerz und Fieber.

Diesen zwanzigsten hörten die Lochia plötzlich auf, die Kranke klagte über Schmerzen des Unterleibes und fieberte stark. Die Milch verlor sich, und der Unterleib schwoll auf. Man inungirte und fomentirte den Unterleib, ließ erweichende Clystiere setzen, und gab innerlich den Salpeter aufgelöset und mit einigen Tropfen des Laudani versetzt, wonach sich auch den ein-

undzwanzigsten die Schmerzen legten, und das Fieber gemindert wurde, obgleich der Leib eben nicht fiel. Statt der Kindbetterinnen-Reinigung floß nun eine scharfe weisse milchartige Feuchtigkeit.

Den zweiundzwanzigsten Nachmittags vermehrten sich die Schmerzen des Unterleibes wiederum und der ganze Unterleib wurde sehr aufgetrieben und hart und das Fieber stärker. Inzwischen war der Puls gar nicht gespannt, und die Aderlaß schien wegen Mangel der Kräfte gar nicht rathsam. Man verdoppelte daher den Gebrauch der auflösenden und erweichenden Mittel und stillte dadurch zwar die Schmerzen, aber die Härte und Geschwulst des Unterleibes und das Fieber nahmen zu.

Den vierundzwanzigsten ärgerte sich die Kranke heftig und brachte die Nacht darauf sehr unruhig zu. Und da sie den fünfundzwanzigsten Morgens über Uebelkeiten klagte, so gab man ihr einige Löffel von der Aqu. benedict. Rul. und, als diese nicht würken wollten, eine Stunde darauf zwölf Gran von der Ipecacuanha, wonach zwei starke gallichte Vomitus erfolgten, und die Uebelkeit sich verlor.

Den sechsundzwanzigsten gegen den Abend wurde das Athemholen sehr beschwerlich und war mit Röcheln verbunden. Der Puls war sehr klein und geschwinde. Man legte ein starkes Blasenpflaster auf die Brust und gab innerlich den Meerzwiebelsaft. Das Schlucken ging äusserst beschwerlich von statten.

Den

Den siebenundzwanzigsten Morgens wurde der sonst immer kleine und zurückgezogene Puls voll und hart, und man ließ ihr daher etwa sechs Unzen Blut aus der Ader. Aber gegen den Mittag vermehrten sich die Schmerzen im Unterleibe wiederum, und eine Stunde darauf hatte sie einen freiwilligen gallichten Vomitum. Man suchte, dem Winke der Natur zu folgen und gab daher etwas von der Aqu. bened. Rul., aber sie konnte fast gar nicht mehr schlucken. Vesicatoria auf den Waden wollten nicht mehr ziehen, das Othemholen wurde immer beschwerlicher und sie starb den achtundzwanzigsten Morgens, als den eilften Tag nach ihrer Niederkunft und den neunten Tag ihres Fiebers.

Bei der Oefnung fand man in der Höhle des Unterleibes eine beträchtliche Menge einer milchähnlichen eiterhaften dünnen Feuchtigkeit. Die Gedärme waren mit einer etwas dickern Materie überzogen und dadurch sowohl unter sich als zum Theil mit dem Netze zusammengeklebt, doch so, daß ich die verbundenen Theile ohne Mühe von einander trennen konnte. Die dünnen Gedärme waren an ihrer äussern Oberfläche entzündet, und an einigen Stellen brandicht. Uebrigens waren sie stark von Luft ausgedehnt. Der Uterus hatte sich gehörig zusammengezogen, aber in den Tubis fallopii und in den Ovariis befand sich eine ähnliche eiterartige Materie. Die übrigen Eingeweide des Unterleibes waren gesund.

Die Brüste waren schlaff und enthielten wenig Milch. Was mich aber am meisten in Verwundrung setzte, war, daß ich gar nichts wiedernatürliches in der Brusthöhle und den Eingeweiden derselben antraf, da ich doch aus dem beschwerlichen Othemholen, dem Röcheln und verhinderten Schlingen gewiß eine materielle Ursache in der Brust zu finden glaubte.

9.

Ein Frauenzimmer von dreiundvierzig Jahren, die schon einigemal geboren hatte, wurde den einunddreißigsten Januar 1782 in die Charité gebracht. Vierzehn Wochen vorher war sie durch eine schwere Geburt von einem gesunden Kinde entbunden worden. Die ersten Tage nach der Geburt hatte sie sich ganz gut befunden, die Lochia waren gut geflossen, und die Milch hatte sich in den Brüsten eingefunden. Sie war aber jetzt zum öftern heftigen Aerger ausgesetzt, wodurch kleine Fieberanfälle veranlaßt wurden, und wobei die Milch nach und nach so abnahm, daß sie das Kind nicht mehr stillen konnte, und es nach ungefähr vierzehn Tagen absetzen muste.

Etwa sechs Wochen nach der Geburt stellte sich ein gelinder Schmerz im obern Theil des linken Schenkels ein, der nach und nach den ganzen Oberschenkel einnahm, und so heftig wurde, daß die Kranke weder Tag noch Nacht Ruhe haben konnte. Als sie in das Laza-

reth

reth kam, war sie nicht vermögend, den leidenden Fuß, ohne den allerheftigsten Schmerz zu bewegen. Sie zog das Knie stark zurück, und glaubte sich dadurch erleichtert. Die innere Seite der Schenkels war längst dem Lauf der grossen Gefässe geschwollen, aber weder hart noch entzündet.

Es war hier sehr schwer zu bestimmen, ob die Ursache des Schmerzens in einer Milchversetzung oder in einer rheumatischen Stockung zu setzen sei. Das erste war nicht unwahrscheinlich, weil der Schmerz nach dem Zurückgehen der Milch erfolgt war. Inzwischen ließ die Leibesbeschaffenheit und Lebensart der Kranken auch nicht ohne Grund rheumatische Schärfe vermuthen. Immer kam es inzwischen darauf an, die stockenden und reizenden Feuchtigkeiten fortzuschaffen. Ich verordnete daher innerlich resoluentia und diaphoretica und äusserlich emollientia.

Auf den Gebrauch dieser Mittel ließ die Geschwulst merklich nach, aber der Schmerz verminderte sich nicht.

Ich wurde nun in der Meinung bestärkt, daß die Krankheit rheumatischer Art sei, und gab daher den zehnten Februar innerlich das Guajackgummi mit Eiweiß aufgelöset, und ließ äusserlich trockne kamphorirte Flanelle auflegen. Das Guajackgummi würkte durch den Stuhlgang, und obgleich diese Würkung des Mittels in den meisten Fällen die beste ist, so erfolgte doch hier

keine Linderung, im Gegentheil wurde die Kranke durch den dünnen Stuhlgang so entkräftet, daß ich das Mittel den sechszehnten Februar aussetzen muste. Zur Stillung des Durchfalles wurde ihr die wässerichte Rhabarber-Tinktur mit etwas Laudano liquido versetzt gegeben.

Die Diarrhöe legte sich nun, aber der Fuß wurde auch merklich dicker, und die Schmerzen daureten immer fort.

Den siebzehnten Februar war der Fuß ganz ödematös aufgeschwollen, und über dem Bauchringe zeigte sich eine weiche unschmerzhafte Geschwulst, so wie der ganze Unterleib ausserordentlich aufgetrieben war. Der Unterleib und die Geschwulst wurden fomentirt.

Den achtzehnten war das Fieber so stark und die Kräfte so gesunken, daß es nicht zu wagen war, die Geschwulst zu öfnen. Nachmittags stellte sich ein Erbrechen ein, so daß die Kranke weder Getränke noch Arzeneien bei sich behalten konnte, und gegen die Nacht starb sie.

Bei der Eröfnung des Unterleibes fand man in der Bauchhöhle eine grosse Menge grüngelblichen Eiters. Die Geschwulst über dem Bauchring war durch einen Sack verursacht, den das Bauchfell mit dem Musculo Psoa und Iliaco interno machte, und der über ein Pfund eines ganz ähnlichen Eiters enthielt.

Der

Der Uterus und alle übrigen Eingeweide waren in ganz natürlichem Zustande.

Wahrscheinlich war eine Absetzung der Milch erfolgt, die diesen Sack veranlaßt hatte, so wie ohne allem Zweifel das Zerreissen dieses Sacks ein Ergiessen des Eiters in die Bauchhöle und den Todt verursachte.

Ich bin nicht nur aus dieser, sondern auch aus andern Erfahrungen geneigt zu glauben, daß die in und nach dem Wochenbette ziemlich häufig vorfallenden Gliederschmerzen, besonders der untern Extremitäten, oft durch eine solche Milchabsetzung veranlaßt werden.

Der Einflüß inzwischen, den dies auf die Kur solcher Umstände hat, möchte wohl nicht groß seyn. So lange die Feuchtigkeit noch nicht scharf und verdorben ist, sind, so wie bei rheumatischen Schmerzen, diluentia, resoluentia und diaphoretica anzuwenden. Sobald die Feuchtigkeit aber eine eiterartige und verdorbene Beschaffenheit angenommen hat, ist wohl selten an Einsaugung und Ausführung zu gedenken.

Wäre es rathsam gewesen, hier sogleich die Geschwulst zu öfnen, als sie sich zeigte? Und würde man dadurch wohl eine gänzliche Ausleerung des Eiters und die Heilung haben bewürken können?

Es ergiebt sich aus diesen Erfahrungen:

1) Daß dieses Fieber meistentheils nur epidemisch wüte, wobei zwar freilich Leidenschaften und Erkältung die gelegentlichen Ursachen sind, aber wahrscheinlich eine besondere Konstitution der Luft die prädisponirende Ursache ausmacht.

2) Daß das Fieber verschiedener Art sei. Im Jahre 1778 waren sie alle gallicht. Im Jahre 1780 bemerkte man keine Zeichen von besonders angegriffener Galle.

3) Daß die Krankheit immer mit einer Milchversetzung nach den Unterleib verbunden sei, weil das gefundene Eiter unmöglich eine bloße Folge der Entzündung der Eingeweide des Unterleibes seyn konnte, da man zuweilen keine Spur, wenigstens niemals eine verhältnißmäßige, davon wahrnahm. Auch lassen die vorhergehenden Ursachen dieses Fiebers vermuthen, daß die Kongestion und Extravasation der Milch durch eine krampfhafte Bewegung im lymphatischen Systeme bewürkt werde, wodurch denn auch allerdings Entzündungen in der Oberfläche der Eingeweide hervorgebracht werden können, die man aber nicht als Ursachen des Eiters ansehen kann. Uebrigens habe ich schon in meinem Handbuche angemerkt, daß ich nicht zu bestimmen vermag, ob die Milch nur aus den innern Geburtstheilen oder auch aus der Oberfläche der Gedärme und des Netzes austrete.

4) Daß

4) Daß sich diese Krankheit wesentlich von allen übrigen bei Wöchnerinnen vorkommenden Krankheiten unterscheide, und ihr daher vorzüglich der Name des Kindbetterinnen-Fiebers zukomme, wenn anders dieser Name eine bestimmte Species einer Krankheit bezeichnen soll.

Im natürlichen System machen diese Fieber eine Unterabtheilung der Nachlassenden aus, und zerfallen in verschiedene Geschlechter, nachdem das Fieber gallichter oder anderer Natur ist. Ich werde sie daher künftig in meiner Pyretologie einrücken, wo ich zugleich die dahin gehörigen Gedanken und Erfahrungen anderer Schriftsteller beifügen werde, welches hier zu thun ich nicht für zweckmäßig halte.

XII.

Von dem Nervenfieber.

Ich nenne diejenigen Fieber Nervenfieber, die von andern Aerzten bösartige Fieber genennt werden; und würde den letztern Namen als den gebräuchlichsten behalten, wenn die meisten Aerzte nicht auch oft zugleich faule und gallichte Fieber so nenneten.

In meiner Pyretologie habe ich den Begrif des Nervenfiebers dahin zu bestimmen gesucht, daß ich nur solchen Fiebern diesen Namen gebe, deren Ursache weder Entzündung noch Fäulniß, noch Galle, noch Würmer ist, sondern die ihren Grund vorzüglich in einem durch keine offenbare und grobe Ursache hervorgebrachten angegriffenen Nervensystem haben.

Alle diese Fieber tragen die fürchterliche Larve der Bösartigkeit und verdienen um so genauere Bestimmung, je gelinder und unbedeutender sie in ihrem Anfange zu seyn scheinen, und je gefährlicher sie in ihrem Fortgange werden. Da sie sich auch zugleich in der Kur wesentlich von jenen nicht minder gefährlichen Fiebern, die mit einer offenbaren Fäulniß begleitet sind, unterscheiden, halte ich es nicht für unnütz, folgende Fälle mitzutheilen, die meine gegebene Bestimmung nicht nur rechtfertigen, sondern auch vielleicht zu ihrer bessern Kenntniß und Distinktion beitragen können. Ich wünschte, daß

ich dies auch in Ansehung der Kur könnte. Was ich inzwischen in dieser Rücksicht nicht unmittelbar leiste, wird vielleicht doch etwas dadurch gut gemacht, daß ich durch genauere Bestimmung der Diagnosis wenigstens verhüten kann, die Krankheit in ihrem Anfange unrecht zu behandeln, und sie dadurch in der Folge tödtlicher zu machen.

I.

Ein Mann von einigen dreißig Jahren *) war von seiner frühen Jugend an öfteren Blutflüssen aus der Nase und aus den Hämorrhoidal-Gefässen unterworfen, die zu stillen, man häufige Aderlässe unternommen hatte. Durch diesen starken Blutverlust wurden seine Nerven äusserst schwach und reizbar. Vor einigen Jahren wurde er von einer rheumatischen Krankheit befallen, die er wiederum mit starken Aderlässen verfolgte, und die zuletzt durch einen frieselhaften Ausschlag gehoben wurde.

*) Ich habe diesen Fall schon in meiner Pyretologie als einen Beweiß meiner Bestimmung angeführt, und wiederhole ihn hier deswegen um zur Verstärkung der Resultate aus den nachfolgenden Fällen zu dienen. Es ist die Krankheit des geschickten jüdischen Arztes Hirschel, der im Jahr 1772 das Opfer derselben wurde, und die ich, da ich die ganze Krankheit hindurch fast beständig um ihn war, so wie alle nachfolgende Fälle sehr genau beobachtet habe.

Nach der Zeit stellten sich wieder die Hämorrhoiden ein, wodurch er so viel Blut verlor, daß er sich gezwungen sahe, die varikösen Geschwülste, die zu dem häufigen Bluten Anlaß gaben, extirpiren zu lassen.

Alle diese Umstände brachten eine grosse hypochondrische Empfindlichkeit und Schwäche hervor, und können als vorhergegangne Ursachen des nachfolgenden tödtlichen Fiebers angesehen werden.

Während der Epidemie, die hier im Jahr 1772 graßirte, und die in gallichtfaulen Fiebern bestand, wurde er mit fieberhaften Bewegungen befallen, die er für den Anfang des wütenden epidemischen Fiebers ansahe. Er nahm daher häufige Brechmittel und Laxanzen, und glaubte dadurch dem Uebel zuvorzukommen. Da aber nach Verlauf von vierzehn Tagen die fieberhaften Bewegungen nicht nachliessen, so wurde er furchtsam und trug mir die Sorge für seine Gesundheit auf.

Ich fand ihn eines Morgens im Zimmer herumgehend, und ohne sonderliche Mattigkeit. Aber er hielt seinen Zustand für gefährlich. Ob dies ein inneres Krankheitsgefühl war, oder von hypochondrischer Furchtsamkeit herrührte, kann ich nicht entscheiden. Ich glaubte dazumal das letztere. Sein Puls war jetzt fast ganz natürlich, so wohl in der Stärke als in der Frequenz, und die gegen Abend erfolgenden Exacerbationen waren gar nicht heftig. Das einzige bedenkliche Symptom war eine Schlaflosigkeit, die schon die ganze

Zeit

Zeit seiner Unpäßlichkeit über gewährt hatte. Schon nachdem er häufig ausleerende Mittel genommen hatte, brach er zuweilen freiwillig viel saure und scharfe Feuchtigkeit weg, und da er immer in den Wahn stand, daß sein Fieber gallichter Natur sei, so zwang er sich bei dem mindesten Eckel zum Erbrechen, dadurch, daß er den Finger in den Hals steckte.

So viel sahe ich gleich aus allen Umständen, daß die Krankheit kein Gallenfieber sei, und nicht durch ausleerende Mittel behandelt werden müsse. Ich rieth ihm daher von dieser Methode ab, und verordnete ihm eine Salzmixtur mit Mohnsaft, und äusserlich Blasenpflaster. Aber die Arzenei brach er gleich wieder weg, und das Blasenpflaster verursachte ihm eine so heftige Strangurie, daß ich sie weder mit innerlichem Gebrauche des Kampfers, noch mit äusserlichen erweichenden Umschlägen heben konnte, so daß sie vielleicht gar nicht einmal eine Würkung der Spanischen Fliegen, sondern vielmehr ein Symptom des Fiebers war, das ich nachher öfterer in dieser Art Krankheiten wahrgenommen habe.

Er bestand nun darauf, daß ich ihm die Chinarinde verschreiben sollte, wogegen ich mich um so weniger setzte, da er in der That alle Salze wegbrach. Statt, daß er aber sich meines verordneten Dekokts von der Fieberrinde hätte bedienen sollen, nahm er die Nacht wohl eine bis anderthalb Unzen Chinarinde in Substanz, die er unglücklicher Weise im Zimmer stehen hatte.

Hiezu kam noch, daß er aus Ungeduld, weil er nicht schlafen konnte, das Zimmer verließ, und auf dem Hofe, bei einer ziemlichen Kälte, herumging. Beide Umstände trugen vielleicht dazu bei, den zweiten Zeitraum der Krankheit heftiger und tödtlich zu machen.

Den folgenden Tag wurde er plötzlich mit einem allgemeinen Tetano und einer krampfhaften Bewegung im Gesicht befallen. Die Umstehenden sowohl, als er selbst, der in diesem Anfalle sein völliges Bewustsein hatte, schrien sogleich, daß man Blut lassen sollte, und ehe ich noch hinzueilen konnte, war dies schon geschehen. Man hatte eine ziemliche Quantität Blut weggelassen, welches ganz natürlich beschaffen war. Dies war wohl der dritte Fehler, der vielleicht zum Theil den Grund von der Tödtlichkeit der Krankheit enthielt. Ich ließ ihm sogleich Sinapismen auf die Fußsohlen und Meerrettig im Nacken legen, und gab ihm innerlich Castoreum und Moschus, wornach auch ein reichlicher Schweiß und Ruhe, sowohl des Körpers als des Geistes erfolgte. Auch zeigte sich ein Bodensatz im Urin, und ich glaubte, daß nun mit dem gewiß erfolgenden Schlafe die Krankheit über ihre Höhe hinweg seyn würde.

Ich fand ihn den folgenden Morgen in der That zu meiner Verwunderung herumgehen. Aber ich war eben so verwundert, als er mir sagte, daß er zwar bis in die Nacht hinein gut geschwitzt, aber kein Auge zugethan hätte. Auch war sein Puls fieberhafter, als er

sonst

sonst um diese Zeit zu seyn pflegte, und von diesem Augenblicke an, war ich von der Gefahr der Krankheit überzeugt, und für sein Leben besorgt. Würklich erfolgte auch gegen den Abend eine Exacerbation, die alle meine fürchtende Erwartung übertraf. Er wurde nemlich mit allgemeinen Konvulsionen befallen, die die ganze Nacht hindurch bis zum folgenden Mittag anhielten, und wobei er sein vollständiges Bewustseyn aber auch immer die Idee des Todes hatte. Ich suchte nun bei dem Herrn Geheimenrath Muzell Beihülfe. Blasenpflaster, Opium, Kamphor, Moschus und Safran wurden in hinlänglich grossen Dosen angewandt. Die Konvulsionen hörten zwar auf, aber es erfolgte kein kritischer Auswurf.

Nach einigen Tagen fand sich noch ein vorübergehendes Delirium ein, aber von dieser Zeit an konnte man keine wahre Exacerbation mehr bemerken. Der Puls blieb meistens natürlich und wich nur selten von seiner natürlichen Beschaffenheit ab. Auch hatte der Urin fast immer seine natürliche Farbe. Zuweilen zeigte sich ein Sediment. Aber die Haut blieb, aller schweißtreibenden Mittel ungeachtet, trocken. Die Zunge war nicht unrein, feucht und nur von etwas wiedernatürlicher Farbe. Der Stuhlgang erfolgte täglich freiwillig. Die Kräfte waren gut, und er konnte selbst aufstehen. Er hatte sein völliges Bewustseyn, aber nährte immer die Idee des Todes. Er lag oft so ruhig, daß die Umstehen-

stehenden gewiß glaubten, er schliefe, aber er betheuerte, daß er die ganze Zeit der Krankheit noch nicht geschlafen habe.

Endlich fing er, etwa vierzehn Tage nach dem ersten krampfichten Anfall, gegen Abend an zu schlafen, und ich glaubte nun gewiß, daß alles gut gehen würde. Aber bald verfiel er in ein Röcheln, und er starb den folgenden Morgen.

Es waren bei diesem Fieber sehr deutlich zwei Zeiträume zu unterscheiden, davon der erste von Anfang der Krankheit, bis zu dem ersten Anfall von Konvulsioner, und der andere von hier an bis zum Tode ging.

Das Fieber war nicht entzündlicher Natur, denn das Fieber war klein und langsam, und das aus der Ader gelassene Blut hatte seine natürliche Beschaffenheit.

Auch war kein Zeichen von Fäulniß der Säfte zu finden. Der Mund und die Augen waren ganz rein, die Haut weiß und ohne alle Flecken, und die Exkremente ganz natürlich.

Auch fehlten alle Zeichen von gallichten oder schleimichten Unreinigkeiten in den ersten Wegen. Die Säure, die gleich anfänglich durch das häufige Brechen ausgeworfen wurde, war gewiß erst dadurch hervorgebracht.

Kurz es war keine in die Sinne fallende Ursache, die der Krankheit gemäß gewesen wäre, zu entdecken.

Berech-

Berechnet man nun alle die Ursachen, die das Nervensystem des Kranken angegriffen haben musten, seine Lebensart, seine gehabte Krankheiten und die Schwäche, die er sich durch sein Verfahren während des erstern Zeitraums seiner Krankheit zuzog, so ist wohl kein Zweifel, daß der Grund dieses Fiebers nicht vorzüglich in dem geschwächten Nervensystem zu suchen sei, wobei eine im Körper befindliche rheumatische Materie die reizende Ursache ausgemacht hat, die eben wegen Mangel der Kräfte nicht bereitet und ausgeführt werden konnte, sondern auf die Brust geworfen wurde und eine Erstickung verursachte.

Im ersten Zeitraum der Krankheit war es schwer, die Bösartigkeit derselben zu erkennen, weil man seiner hypochondrischen und furchtsamen Gemüthsart wegen, seinen Klagen nicht völlig Glauben beimaß. Inzwischen machte mich die gänzliche Schlaflosigkeit aufmerksam, und ich habe nachher gefunden, daß diese fast immer ein Symptom der Nervenfieber ist.

Mit dem zweiten Zeitraum zeigte sich aber die Bösartigkeit sogleich dadurch, daß auch der reichlichste Schweiß bei weichem Pulse keinen Schlaf zur Folge hatte, daß im Verhältniß der Krankheit das Fieber zu klein und die Zufälle zu gering und unbedeutend waren, daß auf keine Weise nachher die Haut feucht zu erhalten war, daß die Vesicatoria ohne allen Nutzen eiterten, und sich sogar der gewohnte Hämorrhoidalfluß einstellte,

stellte, ohne im mindesten in der Krankheit eine Veränderung zu machen.

2.

Ein junger Mann von siebenundzwanzig Jahren *), dessen Muskelkraft zwar sehr stark, dessen Nervensystem aber äusserst empfindlich war, so daß er von frühen Jahren an schon mit öfterem Herzklopfen befallen wurde, welches gemeiniglich auf moralische Ursachen erfolgte, und also nur als ein wahrer Nervenzufall angesehen werden konnte, wurde im Frühjahr 1778 nach einer Erhitzung durch Gehen, Essen und Trinken von fieberhaften Bewegungen befallen, die er anfänglich nicht achtete, aber doch, als sie sich nach einigen Tagen nicht legten, durch Aderlassen und Brechmittel zu heben suchte.

Ich besuchte ihn den sechsten Tag seiner Krankheit, und fand ihn zwar im Bette, aber doch munter, mit zwar fieberhaften aber doch nicht ominösen Pulse, und dem ersten Anblicke nach sahe ich nichts, das mich für die Zukunft hätte fürchten lassen; eine Art von Durchfall, den er eben an diesem Tage hatte, hielt ich für eine Folge des den Tag vorhergenommenen Brechmittels und versprach mir, weil er sonst stark aß, gute Folgen davon.

*) Der die besten Erwartungen entsprechende Sohn unsers würdigen und um die praktische Arzeneiwissenschaft sehr verdienten Herrn Geheimenraths Muzell.

davon. Die Augen sahen etwas entzündet aus, welches wohl von der schon seit dem Anfange der Krankheit gewesenen Schlaflosigkeit herrührte, die mich zwar aufmerksam machte, die ich aber doch nicht für ein bösartiges Zeichen ansahe, da er sonst ganz munter und gut bei Kräften war, und ich sie vielmehr seiner Lebhaftigkeit zuschrieb, die in diesen Tagen ziemlich gereizt worden war.

Aber plötzlich stellte sich den folgenden Tag Nachmittags ein starkes Delirium mit konvulsivischen Bewegungen und krampfhaftem Pulse ein, und nun erst erkannte ich den Feind. Es wurden sogleich Epispastica gelegt, und innerlich die Chinarinde mit Biesam gegeben. Nach einigen Stunden wurde er ruhiger, der Puls weich, die Haut feucht, und plötzlich kehrte kurz darauf das Bewustseyn zurück. Es erfolgte jetzt ein reichlicher Schweiß und man hatte einigen Grund zu hoffen, daß dieser Schweiß kritisch seyn werde.

Aber es erfolgte die Nacht kein Schlaf, und dies ließ mit Grunde einen neuen Anfall befürchten, der sich auch gegen Nachmittag wieder mit eben der Heftigkeit einstellte, und bis zum Tode anhielt, der mit dem Ende des dritten Tages, nach dem ersten heftigen Anfalle, mit starken Röcheln und allen Zeichen einer Erstickung erfolgte.

Es geschahe hier, sowohl der erste heftige Anfall des zweiten Zeitraums, als auch der Tod an kriti-

schen Tagen, jener nemlich den siebenten, dieser den neunten Tag.

Die Brust war vorher ganz frei, und keine Spur von Entzündung da. Auch war kein Zeichen einer Fäulniß zu finden. Die mit Anfange des zweiten Zeitraums abgehenden Exkremente rochen zwar sehr, aber das ist kein Erweiß von Fäulniß in den zweiten Wegen.

Auch war das Fieber sicher keine febris gastrica. Die Zunge und der Geschmack waren rein. Die Brechmittel hatten unbedeutend wenig Galle ausgeleert, und die ziemlich häufigen Stuhlgänge, die er den Tag vor Anfange des zweiten Zeitraums hatte, waren fast ohne allen Geruch und blos wässerichtschleimicht.

Die Konstitution des Körpers und der Seele des Kranken und der Gang der Krankheit zeigten offenbar, daß das Nervensystem vorzüglich durch eine verborgene reizende Ursache angegriffen sei, die hier vielleicht wiederum rheumatischer Art seyn konnte, weil die Gelegenheitsursache eine Erhitzung und eine wahrscheinlich darauf erfolgte Erkältung war.

Der Tod erfolgte vermuthlich aus einer Metastase dieser reizenden Materie nach der Brust.

3.

Ein Mann von sechsundvierzig Jahren, phlegmatisch-sanguinischen Temperaments, und von cacochymischen

schen etwas gedunsenen Ansehen, der ausser Katharrhalzufällen niemals eine heftige Krankheit gehabt hatte, aber sich doch oft der Ailhaudschen Pulver bediente, wurde mit einem Katharrhalfieber befallen, welches sich mit einem geringen Erbrechen anfing.

Ich gab ihm Antim. diaphor. non adulc., Magn. Edimb. und rhabarb. āā gr. X. und solcher Pulver drei in einem Tage. Er laxirte darauf gelinde, aber die fieberhaften Bewegungen und das Gefühl von Krankheit liessen nicht nach. Indessen schlief er doch des Nachts in Zwischenzeiten.

Ich gab ihm nun eine schweißtreibende Mixtur aus dem Spir. Minder., und der Aqv. flor. samb. mit etwas Mixt. simpl. camph. Diese trieb ihm einige Pusteln aus, die wie Blutschwäre tief in der Haut sassen. Ob mich dies nun gleich aufmerksam machte, so ahndete ich doch noch nicht, daß das Fieber bösartiger Natur sei, weil er herum ging, ziemlich munter war, einen guten Puls und auch Schlaf hatte.

Den fünften Tag gegen Abend klagte er über starke Rückenschmerzen, und da sein Puls sehr voll und stark wurde, so ließ ich ihn den 6ten Tag zur Ader. Das Blut hatte eine starke inflammatorische Rinde, aber die Ausleerung desselben schaffte keine Besserung. Wegen Mangel der Leibesöffnung ließ ich ihn denselben Morgen einige von obigen Pulvern, und Nachmittags die schweiß-

treibende Mixtur nehmen. Der Zustand blieb aber immer derselbe bis zum zehnten Tage. Uebrigens sahe ich wohl Hartnäckigkeit, aber nicht Bösartigkeit des Fiebers. Und da er in drei Tagen keine Oefnung gehabt hatte, so trug ich kein Bedenken, ihn eine halbe Unze Glauberisches Salz nehmen zu lassen. Ich verließ ihn den Abend, da er einige Gesellschaft bei sich hatte, im Zimmer herumgehend, und war weit entfernt, eine Gefahr zu besorgen.

Als ich ihn den folgenden Morgen, nemlich den eilften seiner Krankheit, besuchte, fand ich ihn auf einem Sopha sitzend. Sein erster Anblick erschreckte mich gleich. Er sahe ungewöhnlich blaß aus, und in seinen Augen war etwas widernatürlich lebhaftes. Auf mein Befragen, wie er sich befinde, antwortete er mir, daß er sich heute besser als sonst befinde. Neuer Schreck für mich. Ich sahe ihn nach der Zunge, und fand sie äusserst trocken. Ich fragte ihn, ob er keine innerliche Hitze spüre und nicht Durst habe. Er antwortete, keines von beiden. Nun hielt ich ihn sogleich für ein Kind des Todes. Die Umstehenden sagten mir, daß er die Nacht trockne Hitze gehabt und phantasirt habe. Von den Pusteln waren noch einige, besonders am Kopf, hervorgekommen, die sich nun in der Oberfläche verbreiteten, und ein brandiges Ansehen hatten.

Da ich nicht Ursache zu glauben hatte, daß er sonst ein sehr empfindliches Nervensystem gehabt habe, sondern

dern

dern immer noch eine grobe Ursache vermuthete, so entschloß ich mich, sowohl dieserwegen, als auch um etwa die Zunge wieder feucht zu machen, und den innerlichen Krampf zu heben, ihm auf der Stelle sechs Quentchen von der Aqua bened. Rul. zu geben, bedeutete die Umstehenden, daß ich in einer Stunde wieder zurück kommen, und das übrige verfügen würde, und prognosticirte ihnen, daß der Kranke in äusserster Lebensgefahr sei, und daß, falls das Brechmittel nicht nach oben, sondern nach unten wirken sollte, ich ihn für verloren achtete. Er erbrach sich in der That nicht, sondern ich fand ihn bei meiner Zurückkunft auf dem Nachtstuhl, wo er einen sehr starken, wäßrichten Stuhlgang hatte. Uebrigens war er ganz bei sich, und der Puls war verhältnißmässig, weder schwach noch zu geschwinde. Ich gab ihm sogleich Kampferpulver, und ließ ihm Vesicatoria an die Waden legen.

Gegen den Abend wurde der Puls so voll und hart, daß, ungeachtet ich nunmehr die äusserste Bösartigkeit der Krankheit sahe, ich es doch weder für mich noch für die Umstehenden verantworten konnte, ihn nicht zur Ader zu lassen. Ich entschloß mich daher dazu, und ließ einen Teller voll Blut aus der Ader des Arms heraus, welches bald nachher eine sehr starke und dicke Rinde bekam. Aber unmittelbar nach der Aderlaß erfolgte ein Schlucken, Springen der Sehnen und Irrereden.

Ich gab ihm sogleich eine Auflösung von einem halben Quentchen Theriack in 4 Unzen Spir. Minder. mit Mixt. simpl. camph. und Liqv. C. C. succin. $\overline{aa}$ Drachm. j, welche er die Nacht hindurch verbrauchte. Es erfolgte Schweiß, die Zunge wurde feucht, das Irrereden hörte auf, der Puls war mäßig, der Urin zwar sehr roth, aber hatte doch eine Wolke, und alle Umstände gaben einen Schein von Besserung.

Aber des Morgens den zwölften wurde die Zunge wieder trocken, und er fing wieder an zu deliriren. Ich ließ zu obiger Mixtur statt des Liqv. C. C. succ. die Ess. Mosch., und zum Getränk Vitriolsäure mischen. Aber alles vergebens. Der Puls wurde immer kleiner und geschwinder. Gegen Abend wurde er irregulair und intermittirend. Der Athem war zuweilen heiß, zuweilen kalt. Und den dreizehnten des Morgens starb er.

Daß dieses Fieber ein Nervenfieber gewesen sei, erhellet

1) aus dem leichten Laufe des erstern Zeitraums, und aus der Unwirksamkeit aller in diesem Zeitraum angewandten Mittel.

2) Aus dem Widerspruch der Symptome im zweiten Stadio der Krankheit. Der Puls war voll und hart, und das Blut inflammatorisch, und doch war keine Spur von Entzündung da, und die Aderlasse schafften

keine Erleichterung, sondern verschlimmerten im Gegentheil den Zustand.

Auch waren keine gallichte Unreinigkeiten in den ersten Wegen, die sich doch aus dem gelblichen Ansehen hätten vermuthen lassen. Wenigstens zeigten die Ausleerungen keine Spur davon. Und wenn ja einige da waren, so standen sie doch mit der Krankheit in keinem Verhältnisse.

Ich sehe auch nicht, daß die brandichten Pusteln hier einen Beweiß von gewöhnlicher Fäulniß der Säfte abgeben, da sie eben sowohl ein Product des angegriffenen Nervensystems seyn konnten, und sonst die übrigen Zeichen des gewöhnlichen faulen Fiebers fehlten, ob ich gleich keinesweges läugnen will, daß nicht eine Verderbung der Säfte da gewesen sei, die sich aber gewiß nicht so zum Fieber verhielt, daß bloße antiseptica zur Hebung des Fiebers unmittelbar hätten beitragen können.

4.

Ein Mann von vierzig Jahren, empfindlichen Temperaments, der oft mit kleinen rheumatischen und hypochondrischen Zufällen beschwert ist, bekam fieberhafte Anfälle. Einige Tage darauf bemerkte er des Morgens eine vorübergehende Schwäche der Zunge, die ein ziemlich starkes Stechen zurückließ. Er hatte dabei ein besonderes Krankheitsgefühl, welches mit

den äußern Erscheinungen in keinem Verhältnisse stand. Dies und einige andere Umstände, die der practische Arzt oft bemerkt, ohne sie deutlich angeben und bestimmen zu können, verriethen mir sogleich die Natur des Fiebers, und ich nahm von dem Augenblicke an, meine Maasregeln zur Behandlung eines wahren Nervenfiebers.

Es war weder Vollblütigkeit noch Unrath in den ersten Wegen zu spüren, und ich gab ihm daher fürs erste bloß das mit der Zitronensäure gesättigte Laugensalz mit etwas wenigem von der Aqua bened. Rul. vermischt. Er schlief die Nächte, ging bei Tage herum, aß mit ziemlichen Appetite, aber behielt sein Krankheitsgefühl.

Ich gab ihm nun gelinde diaphoretica, die auch etwas Schweiß trieben. Aber auch dadurch wurde nichts geändert.

Da ich nun schon immer den Anfang des zweiten Zeitraums befürchten muste, und es mir aus einigen Umständen schien, als ob doch wohl Galle circa præcordia seyn könne, so gab ich ihm ein Brechmittel, wodurch auch wirklich sehr viele grüne Galle, sowohl von oben als durch den Stuhlgang, abgeführt wurde. Auch nach diesem blieben die Umstände dieselben.

Endlich wurde er den funfzehnten Tag seiner Krankheit plötzlich mit einer Lähmung der Zunge und einer Art

von Ohnmacht befallen, die er seinem Gefühle nach für die würkliche Todesangst hielt. Er erholte sich zwar nach einigen Stunden, aber glaubte sich doch so gefährlich, daß er nichts gewissers, als seinen Tod vermuthete. Inzwischen, so sehr ich selbst diese Krankheit auch fürchtete, so war ich doch mit so vieler Gewißheit versichert, daß diese nicht tödtlich ablaufen werde, daß ich es den Umstehenden mit vieler Gewißheit zu prognosticiren wagte. Ich ließ ihm sogleich Vesicatoria legen, und innerlich den wässerichten Aufguß der Chinarinde mit Kampfer nehmen, und fleißig Thee mit sehr altem Wein vermischt reichen. Es erfolgte Schweiß bei gutem Pulse und Schlaf.

Da er sich aber den folgenden Tag immer noch krank fühlte, befürchtete ich einen neuen Anfall, der auch würklich den siebzehnten Tag erfolgte. Zugleich stellte sich aber auch ein so reichlicher und fressender Schweiß ein, daß ich ihn mit Grunde für kritisch hielt, und ihm und den Umstehenden mit wahrer Ueberzeugung erwünschten Ausgang versprach.

Die Krankheit war inzwischen noch nicht gehoben. Auch war der Urin noch roh. Von Zeit zu Zeit befielen ihn immer noch ähnliche Schwächen, die ihn für sein Leben fürchten liessen. Aber sein Ansehen und sein Puls waren gut, und seine Se- und Exkretionen gingen zu gut von statten, als daß ich noch Gefahr fürchten sollte.

In der That erfolgte die Nacht zum einundzwanzigsten Tage ein erquickender Schlaf mit starken fressenden Schweissen und gekochten Urin, so daß er den folgenden Tag schon wieder herumzugehen anfing, und nach und nach seine Gesundheit wieder erlangte.

5.

Ein Mann von dreiunddreißig Jahren *), von empfindlichen Temperamente, war schon seit einigen Jahren mit öfteren Anfällen von Kopfschmerzen beschwert gewesen, die wahrscheinlich von einer üblen Verdauung abhingen, und mehrentheils durch ein Brechmittel gehoben wurden. Uebertriebene Anstrengung seiner Seelenkräfte gab ihm schon seit einiger Zeit ein misfärbiges ungesundes Ansehen.

Den achtzehnten December merkte er beim Aufstehen einen geringen Grad seiner gewöhnlichen Kopfschmerzen, die gegen den Mittag so heftig wurden, daß er ein Vomitiv nahm, nach dessen Würkung er sich frei von Schmerzen und wohl befand.

Den neunzehnten stand er mit völligem Wohlbefinden auf, und ging den ganzen Vormittag bei einer sehr heftigen Kälte in Geschäften auf die Strasse. Er fühlte sich

*) Ein würdiger Kunstverwandte, der Herr D. Markus Herz. Er hat seine Krankheitsgeschichte selbst aufgesetzt, und ich bediene mich oft, besonders in dem, was sein Gefühl angeht, seiner eigenen Ausdrücke.

sich aber erfroren, müde und niedergeschlagen. Er kam mismüthig nach Hause, und sogleich stellte sich ein drückender Schmerz im Hinterhaupte ein. Er aß ohne Lust. Den Nachmittag befand er sich indessen wieder besser. Aber um sieben Uhr des Abends überfiel ihn auf einmal ein gewisses Krankheitsgefühl, das er noch nie aus eigner Erfahrung kannte, und auch nicht beschreiben konnte. Seine Kopfschmerzen wurden heftiger, er ward mit einemmal läßig und niedergeschlagen, und empfand einen geringen Schauer. Der Rauchtoback, welchen er sehr liebte, wollte nicht schmecken. Er verlor alle Eslust. Menschen und Welt waren ihm gleichgültig oder gar zuwider, und er konnte nicht aufdauern. Er brachte die Nacht unruhig und schlaflos zu.

Den zwanzigsten stand er mit Unruhe auf. Sein drückender Kopfschmerz hielt an, und es war ihm, als wenn ihm etwas auf den Seheuerven läge. Er spürte Fieber im Pulse, Schwere in allen Gliedern und Unlust an allen Gegenständen seiner sonstigen Neigungen. Er nahm eine temperirende Mixtur. Gegen Abend nahm das Krankheitsgefühl zu, und er fühlte nun deutlich die Annäherung einer schweren Krankheit, von der er nichts Geringeres als den Tod erwartete. Die Nacht wurde unter heftigen Kopfschmerzen, Unruhe und völliger Schlaflosigkeit zugebracht.

Den einundzwanzigsten stand er auf und brachte den Tag unruhig und läßig zu. Er nahm eine schweiß-

treibende Salzmixtur. Des Abends stieg die Krankheit, er konnte nicht mehr aus einem Zimmer in das andere gehen, und er brachte die Nacht wiederum ohne allen Schlaf und in den heftigsten Kopfschmerzen zu.

Den zweiundzwanzigsten Nachmittags ließ er mich rufen. Bei dem ersten Anblicke nahm ich die Krankheit für ein simples Catharrhalfieber. Der Druck in den sinubus frontalibus und ein etwas gehindertes Schlingen, zusammengenommen mit der vorhergegangenen Ursache, überzeugten mich, daß hier eine catharrhalische Materie in der Membrana Schneideriana und in den Drüsen des Halses stocke. Die bis dahin angehaltene Schlaflosigkeit machte mich zwar aufmerksam, inzwischen sahe ich denn doch keine andere Anzeigen, als diese katharrhalische Materie in Bewegung zu bringen, und durch die Ausdünstung fortzuschaffen. Ich gab ihm daher den Spir. mind. mit der Ess. Pimpin. und dem Spir. C. C. Der Puls wurde auch würklich sehr weich und gutartig, und ich erwartete nun, ob der schon anfangende Schweiß sich mit einem guten Schlafe endigen und die Krankheit heben würde, oder nicht. Aber obgleich ein reichlicher Schweiß bei dem besten Pulse erfolgte, so brachte er doch die Nacht unruhig und schlaflos zu.

Als ich dieses den dreiundzwanzigsten des Morgens sahe, ahndete ich sogleich die Bösartigkeit der Krankheit. Ich wurde hierin noch mehr bestärkt, als ich ihn jetzt, da das Fieber sehr nachgelassen hatte, äusserst matt,

ent=

entkräftet und niedergeschlagen fand. Da seine Zunge etwas unrein war, und er seit einigen Tagen keine Oeffnung gehabt hatte, war er es selbst zufrieden, etwas Glaubersches Salz zu nehmen, welches ich ihm in einer Mixtur verschrieb. Weil mir inzwischen die Umstände von Stunde zu Stunde bedenklicher schienen, setzte ich sie bald wieder aus, und gab wieder die oben erwähnten schweißtreibenden Mittel. Er hatte bis dahin auf einem Sopha geschlafen, und wurde nun gegen Abend kraftlos in ein Bette gebracht, worin er die Nacht wiederum unruhig und schlaflos zubrachte.

Den vierundzwanzigsten des Morgens fand ich ihn wieder aufsitzend. Er klagte noch immer über den Hals und über Kopfschmerzen, und schnob einen blutigen Schleim aus. Er begehrte Blutigel an die Schläfen. Sie wurden gesetzt und sogen gut, aber verschafften keine Erleichterung, und als er zu Stuhle gewesen war, fand er sich so matt, daß er wieder zu Bette gehen muste. Daß die Krankheit ein wahres bösartiges Fieber sei, darüber war nun bei mir keine Frage mehr, und ich erwartete stündlich die Nachricht vom Anfange des zweiten Zeitraums der Krankheit. Mit den schweißtreibenden Mitteln wurde fortgefahren. Die Nacht war eben so schlaflos als die vorigen.

Den fünfundzwanzigsten des Morgens überfiel ihn nach einem Stuhlgange eine unbeschreibliche Entkräftung. Es deuchte ihm, als wenn alle Nerven auf einmal

abge-

abgespannt würden, und alles Mark aus seinen Gebeinen vertrocknet wäre. Ich ließ ihm sogleich alten Franzwein reichen, der ihn wieder stärkte. Auch ließ ich ihm einige Biesampulver von einigen Granen nehmen, über die er sich aber so beklagte, daß sie ausgesetzt wurden. Dagegen ließ ich ihn einen mit Spir. Minder. versetzten Chinarindendekockt nehmen. Er schlief die Nacht einige Stunden, aber der Schlaf war nicht erquickend, und er erwachte in einem noch mehr geschwächten Zustande.

Den sechsundzwanzigsten des Morgens stellte sich nach dem Stuhlgange wieder eine starke Entkräftung ein, die aber durch den alten Wein bald wieder gehoben wurde. Ich fürchtete schon immer einen unglücklichen Ausgang der Krankheit, und da die häufigen Schweisse so gar nichts fruchteten, setzte ich meine einzige geringe Hofnung noch auf einen kritischen Ausschlag. Aus dieser Ursache fürchtete ich mich, die Chinarinde in Menge zu geben, da es ihm doch eigentlich noch gar nicht an Kräften gebrach, der Puls gut war, und er zur Noth noch selbst zu Stuhle gehen konnte. Ich ließ ihn daher den Tag über Kampferpulver nehmen. Die Nacht war wiederum schlaflos.

Den siebenundzwanzigsten des Morgens fand ich den Puls so voll, die Hitze so groß, den Schweiß so reichlich, und doch so wenig verhältnißmäßige Euphorie, daß ich gar deutlich sahe, wie weit der

Schweiß

Schweiß vom kritischen und nützlichen entfernt sei. Und da er zugleich häufig blutigen Schleim aus der Nase schnob, so glaubte ich, daß eine zu grosse Wallung und Ausdehnung des Blutes die Kochung der Materie hindere, und verschrieb daher eine blosse Mixtur aus dem mit Zitronensäure gesättigten Laugensalze.

Die Krankheit hatte nun, von dem Tage an gerechnet, da ihn das besondre Krankheitsgefühl überfiel, acht Tage gedauert. Sonderbar ist es, daß, ob er gleich diese ganze Zeit über sein völliges Bewußtseyn und keine Spur von Irrereden hatte, er sich doch nach überstandener Krankheit, von diesem ganzen Zeitraume nicht das Geringste zu erinnern wuste, ob er schon eine Menge Besuche von guten Freunden annahm, mit denen er sich Stunden lang unterhielt, und von seinem bevorstehenden Tode gesetzt und ruhig sprach. Dagegen von der folgenden Epoche, von dem ersten Augenblicke des Deliriums an, alles so lebhaft in seinem Gedächtnisse blieb, daß er nach seiner Genesung alles Vorgegangene und alle seine gehabte Phantasien genau erzählen konnte. Eine der sonderbarsten psychologischen Erscheinungen!

Gegen Abend den siebenundzwanzigsten, also mit Anfange des neunten Tages fing dieses lange von mir gefürchtete zweite Stadium der Krankheit an. Anstatt daß er bis dahin mit völligem Bewustseyn und vollständigem Gebrauche seiner Vernunft blos über körperliche

Schmer-

Schmerzen, Ermattung und Unruhe klagend lag, so verloren sich jetzt alle diese Gefühle. Er fühlte sich stark und schmerzloß, aber, so sagt er selbst, „meine „Seele wurde aus dem wirklichen Zusammenhange der „Dinge heraus gestossen. Die wahren Gegenstände „um mich und die Klarheit ihrer Wirkung verschwan„den bis zu solcher Entfernung von mir, daß ich nichts „mehr von ihnen bemerkte. Die dunkelsten Scheine „blos, die sie zurückliessen, gaben meiner taumelnden „Seele den Stoff, woraus sie sich eine ganz neue Ver„kettung der Begebenheiten, eine ganz neue häsliche „sie quälende Welt zusammensetzte. Eine Hitze durch„webte meinen ganzen Körper, und in meinem Gehirn „sahe ich eine Erleuchtung von vielen tausend Lampen.“

Ich fand ihn mit einem rothen Gesichte und schrecklich heiterem Blicke im Bette sitzend. Sein Puls that hundertundzwanzig Schläge in der Minute, und war übrigens nicht übel beschaffen. Er sagte mir, daß er viel mit den Unterirrdischen zu thun hätte, die so gar zu ihm ins Bette kämen, und ihm die geheimsten Dinge offenbarten. Er erzählte mir von zweien seiner Bekannten, eine zwar schauderhafte, aber so ganz zusammenhängende Geschichte, daß ich sie wirklich glaubte, und dafür hielt, daß ihm nur die Fieberhitze diese geheime Wahrheit abgelockt habe. Ich ließ ihm Vesicatoria legen, und den Kampfer fortsetzen, der auch immer einen guten Schweiß unterhielt. Er delirirte die Nacht

fort.

fort. Seine quälendste Phantasie bestand darin, daß er sich nicht bereden konnte, daß er sich in seiner Wohnung befände; er glaubte von einer Strasse zur andern geführt zu werden, und bat immer nur, daß man ihn nach seiner Wohnung bringen möchte. Diese Idee verließ ihn auch nicht die ganze Krankheit hindurch, und er war auf keine Art vom Gegentheile zu überzeugen. Er glaubt jetzt, daß dieses von der Veränderung seiner Schlafstelle hergerührt sei, und daß, wenn man ihn gleich, wie nachher geschahe, in ein anderes Zimmer gebracht hätte, ihn dies beruhigt, und viel zu seiner Besserung beigetragen haben würde. In der That äusserte er eine sehr lebhafte Freude, als man seine Schlafstelle änderte, und noch an demselben Tage erfolgte der so lange erwartete und Gesundheitbringende Schlaf, der aber auch aller höchsten Wahrscheinlichkeit nach, auch ohne dies erfolgt seyn würde, da das Fieber sowohl als das Delirium merklich nachgelassen hatten, und jetzt nur alles darauf ankam, ob die Natur auch noch Kraft genug haben würde, einen kritischen Auswurf der Krankheitsmaterie oder doch wenigstens eine unschädliche Metastasis zuwege zu bringen. — Doch ich kehre wieder zum Verfolge der Krankheit zurück.

Den achtundzwanzigsten gegen Morgen ließ das Delirium nach, und er befand sich, wie er sich jetzt ausdrückt, in einem seltsamen Mittelzustande. Seine Einbildungskraft verfertigte zwar keine neue phantastische

BSB MÜNCHEN

Bilder, aber die während der Exacerbation entstande-
nen, hielt sie auch denn für würkliche Naturdinge, und
er suchte sie durch allerlei Zerstreuungen aus seinem Ge-
dächtnisse zu verbannen. Sobald aber das Fieber wie-
der stärker wurde, war auch seine Stärke, die Bilder
zu unterdrücken, verloschen, sein Gehirn ward wieder
erleuchtet, und das ganze Schattenspiel drang sich ihm
wieder mit äusserster Lebhaftigkeit auf *). Gegen den
Mittag wurde er mit einem fast allgemeinen Tetano
und einer Lähmung der Zunge befallen, worin er aber
sein Bewustseyn behielt, und uns sogar scherzweise zu
verstehen gab, daß sein Paß unterschrieben werden müste.
Dieser Zustand hielt einige Stunden an, und verlor sich
auf den Gebrauch des Weines. Er bekam nun, mit
Beistimmung des zu Rathe gezogenen Herrn Geheimen-
raths Muzell ein starkes Chinadekockt, welches mit Pul-
vern aus der Serpentar. und dem Kampfer abwechselnd
gegeben wurde.

Gegen die Nacht, also mit Anfange des eilften Ta-
ges, überfiel ihn eine ungemeine Schwäche mit unwill-
kührlichen stinkenden Stuhlgängen, sein Bewustseyn ent-
wich gänzlich, sein Puls verschwand, seine Augen wur-
den starr, sein Schweiß kalt, er röchelte, zupfte an
der

*) Der Leser wird ohne mein nochmaliges Erinnern bemerken, daß ich diese und dergleichen Beschreibungen von innern Ge-fühlen aus der Feder des Geneseten habe.

der Bettdecke, und war übrigens steif und ungelenk. Auf die Nachricht von diesem Zustande, glaubte ich, daß seine Wiederherstellung unmöglich sei. Ich ließ ihn inzwischen mit häufigen Sinapismen belegen, die schon häufigen Vesicatoria erneuern, und so fleißig als möglich dies Chinadekockt mit den Pulvern und Wein reichen, und in einigen Stunden erholte er sich wieder, und kam in seinen vorigen Zustand zurück.

Den neunundzwanzigsten des Morgens war zwar Remission, aber weit zimmerklicher als sonst. Er delirirte immer fort, obgleich nicht mit so grosser Unruhe und Bewegung.

Und so hielt der Zustand an, bis zum dritten Januar. Er schwitzte immer fort, und es kam kein kritischer Auswurf zu Stande. Der Puls blieb zwischen hundertundzwanzig und hundertunddreissig. Ich erwartete nun alles Heil von einem sanften Schlafe, von dem ich aber noch immer fürchtete, daß er entweder aus Mangel der Kräfte oder hauptsächlich, einer Metastasis nach den Lungen wegen sich in ein Coma und so in den Tod endigen würde.

Den dritten Januar des Morgens bestand er wie gewöhnlich darauf, nach seinem Quartier gebracht zu werden, und da es ohnehin der Luft wegen rathsam war, das Zimmer zu verändern, brachte man ihn in ein anderes Zimmer, wobei er eine ausserordentliche Freude bezeigte, weil er nun erst glaubte,

in seine Behausung zu kommen. Er schlief auch in der That nach einiger Zeit und mit Anfange des siebenzehnten Tages ein, erwachte zwar zuweilen, aber schlief doch die ganze Nacht fast hindurch bis zum Morgen.

Wie groß war meine Freude, als ich bei meinem Morgenbesuche meinen Freund wieder fand, der nunmehr sein völliges Bewustseyn hatte. Weg war auch nunmehr sein ganzes Krankheitsgefühl, ob er gleich so matt war, daß er sein Ich fast gar nicht fühlte.

Während diesem Schlafe war zugleich eine Metastasis nach dem Halse geschehen. Der ganze Schlund war mit einer dicken gräulichen Haut überzogen, wodurch ihm das Schlucken äusserst beschwerlich wurde, die sich aber durch reinigende Mittel nach und nach verlor, so wie seine Kräfte allmählig wieder zunahmen.

Auch hier ereigneten sich die schlimmen Anfälle gerade auf kritischen Tagen, und waren vermuthlich nichts anders als Molimina zur Krise, die wegen Mangel der Kräfte, oder weil vielleicht noch keine gehörige Kocktion geschehen war, nicht zu Stande kommen konnte. Auch der Schlaf stellte sich mit Anfange eines kritischen Tages ein.

Offenbar war die reizende Ursache eine katharrhalisch-rheumatische Materie, wovon die Gelegenheitsursache, der Druck in den Stirnhölen und der aus der Nase geschnobene blutige Schleim zeugten. Und es läßt

sich

sich aus der Natur der Schleimhaut sehr wohl erklären, wie ihre Verletzung so auffallende Würkungen veranlassen kann. Sie ist nemlich äusserst reizbar und mit einer Menge von Blutgefässen angefüllet, durch deren Ausleerung, wie bekannt, sehr oft die wichtigsten Krisen geschehen.

Auch sieht man wohl, daß kein Mensch bestimmen konnte, daß die metastatische Absetzung der Materie gerade nur nach solchen Theilen hin geschehen würde, wo sie nicht schaden konnte. Wäre eben diese Materie während dem Schlafe nach der Brust gegangen, so ist wohl nichts wahrscheinlicher, als daß eine Erstickung erfolgt seyn würde, welches vermuthlich der Fall bei denen ist, die an kritischen Tagen sterben. Wo nicht ein so grosser Ueberfluß von Materie ist, kann es zwar geschehen, daß keine Erstickung erfolgt, aber in diesem Falle zieht sich das Fieber sehr in die Länge, und bekömmt am Ende das Ansehen eines auszehrenden Brustfiebers, wovon ich hernach ein Beispiel geben werde.

Daß übrigens dieses Fieber, dem Begriffe, welchen ich mit einem Nervenfieber verknüpfe, vollkommen entspreche, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Es war weder Unrath in den ersten Wegen, noch Fäulniß der Säfte, noch Entzündung die Ursache der Zufälle. Offenbar brachte die in der Schleimhaut der Nase und der Stirnhöle stockende und unter andern Umständen, unbedeutende katharrhalische Materie, hier in dem durch lan-

ge fortgesetzte Anstrengung des Geistes, entkräftetem Nervensystem alle die fürchterlichen Zufälle hervor, die zusammengenommen mit Recht eine bösartige Krankheit ausmachten.

XIII.

Von der bösartigen Ruhr.

Die Ruhr wütete in diesem Jahre 1781 mit sehr vieler Bösartigkeit, und es war offenbar diejenige, die im natürlichen Systeme eine Species der Nervenfieber ausmacht.

Die Kranken gingen ungeachtet des Fiebers und der häufigen blutigen Stuhlgänge doch lange damit herum, bis die Krankheit sich ihrer tödlichen Endigung nahete.

Es zeigte sich gar kein Ueberfluß von gallichten Unreinigkeiten, und ausleerende Mittel fanden nur im Anfange der Krankheit statt. Selten leerten die Brechmittel Galle aus, besonders im spätern Zeitraume der Krankheit. Wurde gleich im Anfange das Brechen versäumt, und denn zu lange laxirende Mittel gegeben, so erfolgten meistentheils tödliche Krämpfe. Diaphoretica hingegen, zur rechten Zeit, und noch ehe die Kräfte noch zu sehr erschöpft waren, gegeben, leisteten die beste

Hül-

Hülfe. Ich konnte sehr deutlich wahrnehmen, daß die Krankheit von einer fressenden Schärfe abhing, die sich bei manchen durch einen juckenden Ausschlag äusserte, der sie dann vor der Ruhr sicherte, die sich hingegen oft einfand, wenn dieser Ausschlag plötzlich zurücke ging.

Ich fand die bösartige Natur dieser Ruhr dadurch noch mehr bestätigt, daß ich den Uebergang derselben in simple bösartige Fieber gar deutlich bemerken konnte, wovon ich hier einige Beispiele anführe.

I.

Ich wurde zu einem Mädchen von zwölf Jahren gerufen, die seit vierzehn Tagen mit der Ruhr befallen war, und nun in fortwährendem Irrereden lag, wobei sie oft Stunden lang winselte. Zugleich war die Haut mit häufigen brandichten Blasen besetzt, und die Ruhr also hier mit einem wahren Pemphygo verbunden. Auch waren sehr viel krampfhafte Zufälle vorhanden. Die Augen waren ganz starr, der Mund schwer voneinander zu bringen, ein heftiger und nur kurze Zeit unterbrochener Schlucken, unwillkührliche Stuhlgänge, die nun nicht mehr bluticht, sondern etwas fekulent und eben nicht sehr riechend waren, ein schmerzhaftes und beschwerliches Urinlassen; dabei war der Puls nicht klein,

und die Wärme ziemlich stark und gleichmäßig. Ich gab daher die Chinarinde mit der Serpentaria und dem Kampher, und ließ Vesicatoria legen. Aber der Zustand blieb derselbe. Sie kam gar nicht wieder zu sich, und obgleich die Spitze der Nase und der Schweiß kalt wurden, so blieb sie doch zum Erstaunen über fünf Tage in diesem Zustande, ehe sie starb.

Da sich hier keine Fäulniß äusserte, und der Tod wohl nicht aus Gangrän sondern aus Lähmung des Nervensystems erfolgte, so war es wohl kein Zweifel, daß diese Ruhr nicht zur Klasse der Nervenfieber gehöre.

2.

Der Bruder dieses Mädchens, von sechszehn Jahren, wurde, noch vor ihrem Tode, mit einem Fieber befallen, wobei sich keine Spur von Ruhr zeigte, welches aber bald seine bösartige Natur offenbarte.

Er hatte schon einige Tage über Drücken in der Herzgrube und über Müdigkeit in den Beinen geklagt, und man gab ihm daher ein Brechmittel, welches auch gallichten Schleim ausführte.

Denselben Abend, den vierzehnten September, war der merkbare Anfang des Fiebers. Die Exacerbationen wurden bald so stark, daß er während denselben delirirte, oft winselte, und immer die Hand gegen den Unterleib führte. In den Remißionen inzwischen konnte

er

er nicht über Schmerzen im Unterleibe klagen, und ich merkte hernach, daß es das Spannen in den Uriuwegen war, welches ihn schmerzte.

Ich gab ihm das Tamarindenmark, und da dieses nicht würkte, den Tag darauf etwas Glaubersches Salz, welches ihm auch den Leib öfnete.

Den folgenden Tag wechselten Schweisse mit zwar dünnen aber doch nicht misfärbigen Stuhlgängen ab, und der krampfhafte Zustand nahm zu.

Den achten Tag zeigten sich einige Frieselbläschen, die aber den neuuten nicht vermehrt wurden. Er war nun die meiste Zeit abwesend, und das Sprechen wurde ihm sehr schwer. Der Schweiß ließ immer nach, sobald er ruhig wurde. Ein sehr deutliches Zeichen, denke ich, von der symptomatischen Natur desselben. Der Puls war schwach, krampfhaft, aber nicht zu geschwinde und nicht viel über hundert in einer Minute. Die Nächte waren immer sehr unruhig und schlaflos.

Den dreizehnten war der Puls sehr geschwinde und krampfhaft, und kein ordentlich anhaltender Schweiß zu bewürken. Ich hatte ihm seit drei Tagen das Extr. cort. chin. aquos. frigid. mit dem Theriack verbunden gegeben. Auch hatte man Vesicatoria gelegt.

Den vierzehnten Tag gab ich ihm die verdünnte Aqua bened. Rul., weil die Sprache schwerer und die Sinne schwächer wurden. Die Exacerbationen waren sehr hef-

tig und die Brust voll, der Puls war unordentlich und seine Geschwindigkeit hundertundzwanzig. Die Exanthemata standen noch, aber die Haut war trocken. Ich fing daher wieder den Theriack an.

Den siebenzehnten Tag schienen einige Pusteln abtrocknen zu wollen, aber der spastische Zustand nahm immer zu. Der Puls wurde krampfhafter, und es erfolgten Zuckungen der Glieder und Springen der Sehnen. Besonders war ihm das Urinlassen äusserst schmerzhaft und verursachte die heftigste Unruhe und Bewegung. Auch hatte er die Hände beständig auf den Theilen liegen. Merkwürdig war es mir, daß der Vater und die Schwester dieses jungen Menschen in ihren tödlichen Krankheiten denselben Zufall gehabt hatten. Der Urin war dabei ganz blaß, und da ich auf nichts anders als Krampf schlieſſen konnte, verordnete ich erweichende Clystiere und mein liniment. antispasticum auf die Schaamgegend.

Herr D. Herz wurde nun auch zu Rathe gezogen, und er schlug den Gebrauch des Biesams vor. Es wurde ihm daher alle zwei Stunden ein Pulver aus zehen Granen Serpentaria, fünf Granen Moschus und anderthalb Granen Kampfer gegeben. Aber es erfolgte weder Ruhe noch Schweiß, und ob er gleich zuweilen still lag und dem Anscheine nach schlummerte, so dauerten doch die krampfhaften Zufälle fort.

Die Nacht vom achtzehnten zum neunzehnten Tage hatten seine Augen ein gebrochenes Ansehen. Sie wurden aber gegen den Morgen wieder klärer, und er kannte die Umstehenden.

Der Zustand blieb einige Tage derselbe. Der Urin war blaß und nicht übelriechend. Der Puls nicht klein und seine Geschwindigkeit hundertundzwanzig.

Den einundzwanzigsten Tag standen die Ausschläge, besonders auf den Unterleib, wieder voll und klar und sahen wie Wasserblasen aus; auf der Brust hatten sie einen rothen Rand. Der Schweiß war noch immer symptomatisch. Die Haut war, wann er zu schlafen schien, trocken, beim Wachen feucht, aber nicht gleichmäßig. Gegen Mittag stieg das Blut sehr nach den Kopf. Der Puls schlug hundertunddreißigmal und die Sehnen sprangen sehr. Er bekam die Chinarinde mit Biesam. Der Ausschlag auf den Unterleib ging in der Nacht vom einundzwanzigsten zum zweiundzwanzigsten Tage weg, aber, wie es schien, durch Schweiß, welchen wir dadurch zu unterstützen suchten, daß wir dem Chinarindendekockt Spir. minder. zusetzten.

Den zweiundzwanzigsten Tag war das Delirium noch stärker, und der Kopf wurde oft konvulsivisch von vorne nach hinten gezogen. Der Puls that bis hundertsechsunddreißig Schläge und war krampfhaft. Inzwischen war der Urin nicht so blaß als gestern. Es wurde ein Vesicatorium im Nacken gelegt.

Den

Den dreiundzwanzigsten Tag war der Zustand leidlich. Das Bewustseyn besser. Die Zunge feucht. Er schlief wechselsweise. Aber immer noch krampfhafter Puls und blaßer Urin. Es war zu merken, daß den einundzwanzigsten Tag eine unvollkommene Krise geschehen war, und zu fürchten, daß ein Theil der Materie nach der Brust gegangen sey, weil er zu husten anfing.

Auch den vierundzwanzigsten Tag schienen sich die Symptome noch immer zu wiedersprechen. Anscheinender Schlaf bei ganz klaren Augen und trockner Haut. Oeftere unregelmäßige Exacerbationen, die sich besonders durch Unruhe und Röthe im Gesichte mit nicht verhältnißmäßiger Vermehrung des Pulses äusserten. Belegte Brust und Husten mit anscheinend gutem Othem. Die alten Exanthemata trockneten ab, und dagegeu kamen neue zum Vorschein.

Den fünfundzwanzigsten des Morgens war der Zustand sehr leidlich. Der Puls war kaum hundertundzwanzig und der Urin ziemlich gelb und etwas trübe. Er hatte die Nacht etwa eine Stunde bei feuchter Haut geschlafen. Da inzwischen die Brust belegt war, und man während des Schlafs doch gar keinen Athem hörte, so zweifelte ich noch immer an der Güte des Schlafs, besonders da die Haut trocken, der Mund ganz offen und die Augen nur halb dabei geschlossen waren. Gegen den Mittag erfolgte eine starke Exacerbation mit Kongestio-

gestionen nach den Kopf und vieler Unruhe. Gegen Abend fand ich ihn mit einem schwachen und veränderlichem Pulse; die Frequenz war aber nur hundertundsechszehn.

Den sechsundzwanzigsten that der Puls wiederum bis hundertsechsunddreißig Schläge in der Minute. Viel Husten und schleimichter Auswurf. Schwäche des Bewustseyns. Der Urin war weißgelblich und dicke. Ich setzte der Chinarinde die Aqua bened. Rul. zu.

Den siebenundzwanzigsten des Morgens fand ich den Kranken zu meiner grossen Verwunderung bei sehr gutem Bewustseyn. Er hatte die Nacht einige Stunden bei geschlossenen Munde und Augen geschlafen, und dabei geschwitzt. Er klagte über grosse Mattigkeit und daß ihm die Brust von dem vielen Husten wehe thäte. Der Puls war nur hundertzwanzig bis vierundzwanzig. Der Urin ziemlich gelb aber dünn und klar. Ein Klystier hatte derbe foeces abgeführt. Vor- und Nachmittags erfolgte eine Exacerbation von einigen Stunden aber nicht mehr mit Unruhe und Schreien. Die Zunge war rein und feucht. Inzwischen sprangen doch noch die Sehnen, der Puls war schwach, und der Kranke verstört, ungeachtet er ruhig und bei sich war.

Die Nacht vom achtundzwanzigsten war wieder sehr unruhig gewesen.. Auf der Brust waren neue Exanthemata zum Vorschein gekommen. Der Puls war klein und lentescirend. Er klagte über Schmerzen der Brust.

Gegen

Gegen Mittag erfolgte eine Exacerbation mit starker Röthe im Gesicht. Gegen Abend war der Puls nicht viel über hundert. Der Urin war wieder blaß, und es schien ein Comavigil da zu seyn.

Den neunundzwanzigsten war er fast völlig bei sich und er äusserte viel Appetit, den Tag erfolgten doch einige Exacerbationen, worin der Urin blaß wurde.

Von nun an schien das Fieber ordentlich hektischer Art zu seyn. Die Geschwindigkeit des Pulses war meistentheils bis hundertundvierzig und der Husten sehr stark. Wir gaben daher demulcentia und unter diesen auch das Isländische Moos. In der Folge wurde auch das Ol. Asphalti und der Wasserfenchel versucht. Aber ich habe von keinem Mittel bestimmte Würkung gesehen. Die Exacerbationen des Fiebers mit Röthe des Gesichts und blassem Urin, und der Husten dauerten immer fort. Und noch den sechzigsten Tag seiner Krankheit hatte der Puls die angezeigte Geschwindigkeit. Sein Appetit wurde nun zwar stark, aber seine Geisteskräfte blieben sehr geschwächt. Nach der Zeit klagte er über Zahnschmerzen und Reissen in den Backen und einige Tage nachher über Stiche in der Brust. Ich ließ ihm, seiner Schwäche und des kleinen Pulses ungeachtet vier bis fünf Unzen Blut weg, welches eine starke inflammatorische Rinde hatte. Er verlor auch die Schmerzen, fuhr aber doch immer noch fort zu fiebern. Die Aderlässe wurden noch einigemal wiederholt, und endlich nach einigen

Monathen verlor sich der Husten, und er fing an zu Kräften zu kommen.

Ich glaube folgende Schlüsse aus dieser Geschichte ziehen zu können.

1) Die Krankheit dieses Menschen hatte mit der tödlichen Ruhr seiner Schwester, die Stuhlgänge ausgenommen, so sehr viel Aehnlichkeit, daß ich keinen Augenblick Bedenken trage, die Natur beider Fieber für gleichartig zu halten, und es nur einigen unwesentlichen Umständen zuzuschreiben, daß die Krankheitsmaterie im ersten Falle zugleich auf die Gedärme wirkte.

2) Auch hier konnte man deutlich merken, daß vorzüglich die Nerven litten, und daß die Materie nicht geneigt war, weder Fäulniß in den Säften noch Entzündung der Theile, auf welche sie vorzüglich wirkte, hervorzubringen, denn von Entzündung der Lungen zeugten weder die Zufälle noch der Verlauf der Krankheit.

3) Wäre dem Fieber nicht gleich anfänglich seiner Erforderniß gemäß begegnet worden, hätte man nicht aufs sorgfältigste gesucht die Kräfte zu schonen, so würde der Kranke gewiß ein Opfer des Todes geworden seyn, und es lehrt also auch diese Geschichte, wie viel bei diesem Fieber auf die Erkenntniß und die gehörige Behandlung des ersten Zeitraumes ankomme.

4) Offenbar war hier wiederum eine Absetzung der Materie in den Lungen geschehen, die aber weder so häufig war, daß Erstickung erfolgte, noch so scharf, daß

sie

sie Entzündung verursachte, obgleich, wie ich deutlich bemerkte, nur durch die fortgesetzte Anwendung der antiphlogistischen Methode die Lungen nach und nach wieder frei gemacht wurden. Es ist daher wohl zu merken, daß man, so bald eine solche Metastasis geschehen ist, die bis dahin schickliche stärkende und schweißtreibende Methode verlasse, und dagegen die antiphlogistische anwende, um die abgesetzte Materie nicht nur zu lösen, sondern auch um ihrem Reiz und der daher leicht entstehenden Entzündung zuvorzukommen.

Je näher der Herbst heran kam, je mehr neigten sich die Fieber zur Fäulniß. Man konnte nun nicht mehr zwei so verschiedne Zeitraume wahrnehmen, obgleich die bösen Zufälle erst einige Zeit nach dem Anfange des Fiebers eintraten. Als Uebergänge zum fäulichten Fieber sehe ich folgende zwei Fälle an.

3.

Ein Fräulein von vierzehn Jahren, bei der sich nur erst seit kurzem die erste Spur der monatlichen Reinigung gezeigt hatte, wurde von einem gallichtschleimichten Durchfall mit fieberhaften Bewegungen befallen.

Man hatte mit Weinsteinrahm, Salpeter und arabischen Gummi die ersten Wege zu reinigen und zu demulciren gesucht. Als aber nach vierzehn Tagen die Kranke schwach und mit öftern Ohnmachten befallen wur-

wurde, gab man ihr die Chinarinde, worauf der Durchfall und das Fieber nachlieſſen, aber die Füsse anschwollen. Man gab daher wiederum Salina und das Fieber stellte sich wiederum ein.

Aber nun wurde der Kopf eingenommen, das Gehör schwer und das Gesicht aufgedunsen, und so fand ich sie den vierten Tag nach dem Anfange des letztern Fiebers. Der Puls war voll, aber sehr krampfhaft und schlug hundertunddreißigmal in der Minute.

Da sie schon vorher einigemal aus der Nase geblutet hatte, ließ ich ihr Blutigel hinter den Ohren und Vesicatoria an die Waden setzen. Im Nacken hatte sie schon eins. Innerlich gab ich Antim. diaphor. non edulc. gr. x, Mosch. und Camph. āā Gran. j alle Stunden.

Der Puls hob sich, nachdem die Blutigel gesogen hatten, sehr, und wurde etwas weich, blieb aber eben so geschwinde. Die Nacht phantasirte sie stark, und hatte einige stinkende gallichte Stuhlgänge.

Des Morgens, als den fünften Tag, schien sie zu schlafen. Aber der Puls schlug hundertundvierzigmal, und die Haut war schon seit achtundvierzig Stunden ganz trocken. Der Urin sahe gelb und trübe aus, und hatte ein starkes weisses Sediment. Ich verband mit den schweistreibenden Mitteln die Chinarinde, die ich aber gegen den Abend wieder weg ließ, da sich der Puls

sehr erhob und voll und stark wurde. Ich gab bloße temperantia.

Den sechsten Tag kam endlich Schweiß, der den ganzen Tag über anhielt.

Den siebenten Tag war der Puls besser, der Kopf freier und die Haut ziemlich feucht. Ich fuhr mit den temperantibus, nemlich einer Mixtur aus der mit Zitronensäure gesättigten Bittersalzerde fort. Gegen Abend aber schlug der Puls wiederum hundertundvierzig, und als man sie, der Reinlichkeit wegen, aus dem Bette brachte, wurde sie ohnmächtig. Ich gab daher wieder das kalte Extrakt der Chinarinde mit der Mixt. simpl camph., wodurch der Schweiß wieder befördert und die Nacht ziemlich ruhig zugebracht wurde.

Den achten Tag des Morgens war zwar der Kopf etwas freier, und der Puls mäßiger, aber es stellte sich ein Husten ein, und das Othemholen wurde kurz und unordentlich. Ich ließ daher ein Vesicatorium auf die Brust legen, und gab innerlich das antim. diaphor. non edulc. mit Kampher, und einen Brustsaft mit etwas von der Aqua bened. Rul.

Aber die Nacht schon sank der Puls und sie starb den neunten Tag Nachmittags.

Der Leichnam blieb noch nach drei Tagen weich und schlaff, das Gesicht aufgedunsen und die Lippen roth.

Aus dieser Geschichte ergiebt sich folgendes:

1) Der Durchfall war hitziger Art, während daß die Ruhr graßirte, und folglich selbst für eine Ruhr zu achten, ungeachtet die Stuhlgänge nicht blutig waren.

2) Die Krankheit war bösartiger Natur, aber es scheint schon mehr grobe Materie vorhanden gewesen zu seyn, der durch den zu frühen Gebrauch der Chinarinde der Ausweg versperrt worden.

3) Diese Materie hatte sich hernach auf die Brust geworfen, und daselbst vielleicht den Brand verursacht, weil es nicht schien, als ob die Kranke erstickt sei.

4) Dies wird um so wahrscheinlicher, da ein gewisser Grad von Fäulniß da war, die sich bei Lebzeiten durch die sehr stinkenden Stuhlgänge und nach dem Tode durch die Beschaffenheit des Leichnams offenbarte.

4.

Ein Mann von achtundfunfzig Jahren wurde mit fieberhaften Bewegungen und starken Aengstlichkeiten befallen, die abzuhelfen, er unterschiedenemal purgierte. Den sechsten Tag ließ er mich rufen. Er klagte über Stiche in der Seite und Beklommenheit. Aber ich fand, daß die Lungen frei waren und der Zustand blos krampfhaft sei. Aus allen übrigen Umständen ergab sich, daß, ungeachtet der Mann im Zimmer herumging, die Krankheit von Bedeutung sei, und ich glaubte daß sich der Kranke im ersten Zeitraum des bösartigen

Fiebers befände, worauf ich auch die Umstehenden vorbereitete. Sein Puls war voll und stark, aber nicht gleichmäßig und ordentlich, so daß ich nicht in die Aderlaß, die er begehrte, willigen konnte. Verschiedene Umstände hingegen bewogen mich zu glauben, daß Galle circa præcordia sei, und ich gab ihm daher ein Brechmittel, welches auch würklich viel Galle ausleerte, so daß ich wieder Hofnung schöpfte, und zu vermuthen anfing, daß das Fieber vielleicht nicht so bösartiger Natur seyn möchte. Aber ich fand doch bald nachher, daß das Fieber allerdings gefährliche Folgen im Hinterhalte habe, und fürchtete daher sehr den neunten Tag, der aber ohne alle Revolution vorüber ging. Ich fürchtete nun die folgenden kritischen Tage, aber selbst der einundzwanzigste ging ohne alle sichtbare Veränderung vorüber, ausser daß sich nun schon seit einigen Tagen häufig der Schlucken einstellte. Endlich entdeckte ich den zweiundzwanzigsten Tag, daß hin und wieder ein ziemlich rothes Friesel zum Vorschein kam, welches auch die folgenden Tage sich bei gutem Pulse und ziemlicher Ruhe so vermehrte, daß ich glaubte, es würde sich vielleicht kritisch erweisen, um so mehr, da der Schlucken nun nachgelassen, und mehr ein blosses Aufstossen nach dem Getränke zu seyn schien. Aber plötzlich wurde der Kranke schwach, und starb sechs bis acht Stunden nachher, den siebenundzwanzigsten Tag seiner Krankheit.

Ich sahe hier freilich keine offenbare Zeichen der Fäulniß, und es schien hauptsächlich nur an Kräften zu fehlen. Dabei war aber doch sein Puls zu voll, als daß ich bloßen Mangel der Kräfte und nicht einige Fäulniß der Säfte vermuthen sollte. Fehlte deswegen vielleicht hier die deutliche Abtheilung in zwei Zeiträume, weil die Säfte zugleich mitlitten?

Der siebenundzwanzigste Tag scheint in diesen Fiebern ebenfalls kritisch zu seyn. Oben im siebenten Fall erfolgte eine Krise, so wie hier in diesem der Tod.

XIV.

Von fäulichten Rötheln.

Ein Mann zwischen vierzig und funfzig Jahren erkältete sich eines Morgens, nachdem er den Tag vorher bei Tische sich heftig geärgert und den Abend Punsch getrunken hatte. Er bekam darauf ein Flußfieber mit einer leichten Entzündung im Halse.

Den vierten Tag seiner Krankheit wurde ich zu ihm gerufen, und sahe noch nichts weiter, als gewöhnliches Flußfieber.

Den fünften Tag zeigte sich eine Röthe an den Extremitäten. Er hatte die Nacht sehr unruhig geschlafen, und ich fand den Puls von hundertundvierzig und sonst eben nicht gut beschaffen, so daß ich aufmerksam ward, und glaubte, daß die Entzündung des Halses hier mit einen Scharlachfieber verbunden sei. Die übrigen Umstände inzwischen waren noch leidlich, ausser daß die Haut ganz trocken war und er schon die ganze Nacht häufig den Schlucken gehabt hatte. Ich gab ihm daher alle Stunden zwei Gran Biesam mit einem Gran Kampher. Zur Aderlaß hatte ich nicht die mindeste Anzeige.

Den sechsten Tag zeigte es sich, daß der Ausschlag die wahren Rötheln seien, indem sie zwar wie Friesel aussahen, aber doch wahres Eiter enthielten. Die Röthe der Haut übrigens war so gleichmäßig, daß ich anstehe sie für Scharlachausschlag zu halten, sondern sie vielmehr von der durch die Rötheln verursachten Entzündung der Haut herleite. Er fing nun auch an zu phantasiren, und ich gab ihm daher sogleich die Vitriolsäure mit alten Franzwein verbunden, und die Chinarinde. Aber die Purpurfarbe der Extremitäten besonders der Füsse nahm zu.

Den siebenten Tag sahen die Füsse überall ganz schwarzblau aus, und er starb Nachmittags.

Er hatte den zweiten Tag seiner Krankheit ein Brechmittel genommen, welches nur etwas grünlichen Schleim aus-

ausgeführt hatte, und es waren auch sonst keine Zeichen von gallichten Unreinichkeiten vorhanden. Es war also blos die Fäulniß der Säfte, welche den Kranken tödtete.

Auch dieser Fall, der mir kurz nach den obengemeldeten, nemlich den sechsten November, vorkam, überzeugte mich, wie sehr sich jetzt die Fieber der faulichten Art nährten.

XV.

Von einer Wassersucht, die wahrscheinlich venerischen Ursprungs war.

Ein Kutscher von ungefähr vierzig Jahren kam mit einer Ascites in die Charité. Das beschwerliche Athemholen und die Geschwulst der Hände liessen auch Wasser in der Brust vermuthen. Er hatte übrigens noch ein ziemlich gutes Ansehen, und man fand keine deutliche Zeichen von grossen Verstopfungen im Unterleibe.

Nachdem ich wohl sechs Wochen lang mich vergeblich bemüht hatte, das Wasser fortzuschaffen und

kein Mittel den Urin gehörig treiben wollte, erzählte er zufällig, daß er sonst allerhand venerische Krankheiten gehabt habe. Ich hielt es nicht für unmöglich, daß die venerische Schärfe eine Verstopfung in den Drüsen und so die Wassersucht hervorgebracht habe, und verordnete ihm daher die Auflösung des Queckſilbers in Salpetersäure, deren Gebrauch, falls auch kein venerisches Gift da seyn sollte, sich doch durch ihre auflösende und urintreibende Kraft rechtfertigte.

Ich ließ ihm täglich zweimal einige Tropfen in einem Glase Wasser verdünnt geben, und das Mittel würkte so vortreflich, daß er in Zeit von vierzehn Tagen völlig geheilt wurde.

XVI. Von

XVI.

Von einer Bruſtwaſſerſucht.

Wie viel bei Waſſerſuchten auf gewiſſe aber unbeſtimbare Zeiten in der Würkung der Arzeneimittel ankomme, davon habe ich vielfältige Erfahrung, und ich pflege daher, wenn ich alle würkſamen Mittel mit meinen waſſerſüchtigen Kranken durchgegangen bin, wieder von vorne anzufangen, da es ſich denn nicht ſelten zuträgt, daß nun ein Mittel in ſehr geringer Doſe und in kurzer Zeit eine auffallende Würkung macht, welches einige Zeit vorher in ſtarker Doſe und bei anhaltendem Gebrauche nicht die mindeſte Aenderung hervorbrachte. Folgendes Beiſpiel war mir in dieſer Rückſicht ſehr merkwürdig.

Ein Mann von ſechszig Jahren hatte die Bruſtwaſſerſucht. Wahrſcheinlich waren zugleich große Fehler im Unterleibe vorhanden. Ich gebrauchte ihn wohl vier bis fünf Monate lang die würkſamſten Mittel, aber ohne allen Erfolg, ſo daß ich ihm zuletzt nur gelinde Bruſtmittel gab. Einige Zeit nachher wurde ich gerufen, und ich fand ihn in einem ſo elenden Zuſtande und ſo überall geſchwollen, daß ich nichts mehr thun zu können glaubte. Um inzwiſchen die Umſtehenden zu befriedigen, verſchrieb ich ihm vier Pulver aus zwei

Granen Squille mit etwa zehn Granen Salpeter und etwas Fenchelzucker, alle Stunden ein ſolches zu nehmen. Dieſe bewürkten eine ſo geſchwinde und reichliche Ausleerung des Waſſers durch den Stuhlgang und durch den Urin, daß in Zeit von vierundzwanzig Stunden durch obbeſagte vier Pulver, alles Waſſer weggeſchaft war, und er ſich bald wieder erholte. Er lebte nachher noch drei Jahre in ſehr leidlichen Geſundheitsumſtänden, und ſtarb alsdann an Vereiterung der Lungen.

D. Marcus Herz
medicinische Bemerkungen.

I.
Von der Wirkung des Alauns im Harnflusse.

Den neunzehnten März 1780 wurde ein Bursche von funfzehn Jahren ins Lazareth der jüdischen Gemeine, zu Berlin, mit einem Harnflusse gebracht, der ihn, wie er sagte, schon seit acht Wochen unaufhörlich plagte. Der Urin tröpfelte beständig Tag und Nacht, war trübe, hatte einen äusserst durchdringenden und faulichten Geruch, und hatte bereits von beiden Seiten die Lenden wund gefressen. Doch konnte der Kranke zu Zeiten, ohne die mindeste schmerzhafte Empfindung, den Urin stromweise von sich lassen. —

Alle

Alle meine Nachforschungen nach dem Ursprunge und dem vorhergehenden Zustand der Krankheit waren vergebens; ich mußte mich begnügen wider das Uebel, nicht wider dessen Ursache thätig zu seyn.

Ich ließ ihm noch demselben Tag ein Spanischfliegenpflaster auf das heilige Bein legen, und verordnete ihm zweimal täglich von der edinburgschen spanische Fliegentinktur zehn Tropfen gehörig verdünnt. Um das Glied wurde eine Blase zum Auffangen des Urins gebunden.

Mit dem Gebrauche der Tinktur wurde fortgefahren, mit der Menge allmählich gestiegen, so daß in den letzten Tagen des Monaths der Kranke schon dreimal täglich dreißig Tropfen nam. Und wirklich hatte den ersten, zweiten und dritten April der Harnfluß bereits gänzlich nachgelassen.

Den vierten hingegen fing das unwillkührliche Tröpfeln wieder an, und ich ließ den Kranken dreimal täglich zu vierzig und einige Tage nachher zu funfzig Tropfen von der Tinktur nehmen; ohne alle Wirkung.

Den achten verordnete ich die Alaunmolken aus einem halben Quart Milch und anderthalb Quentchen Alaun, alle vier Stunden eine Theetasse voll, und dazwischen einige absorbirende Pulver zu nehmen.

Bis am eilften hatten die Molken noch nicht die mindeste Veränderung verursacht, und ich verordnete nun alle zwei Stunden ein Pulver aus einem halben

Quent-

Quentchen gemeinem Alaun und zehn Gran arabischen Schleime.

Den vierzehnten fing der Harnfluß an nach zu lassen, und den sechszehnten war er gänzlich verschwunden. Es tröpfelte nicht die mindeste Feuchtigkeit mehr aus der Röhre, der Kranke konte nach Willkühr des Harnens sich enthalten, und er hatte auch schon zwei Nächte trocken zugebracht. Ich ließ die Pulver vierstündlich fortsetzen.

Den vier ,und zwanzigsten verspührte der Kranke einige Schmerzen beym Uriniren, die sich auf den Gebrauch einer Milch aus arabischen Schleime und etwas Mohnsaft bald verloren, an deren Stelle aber, der Harnfluß sich des Nachts wieder einstellte. Ich ließ wiederum alle vier Stunden ein Pulver aus zwei Drittel Quentchen Alaune und einem Drittel Quentchen arabischen Schleim nehmen. Nach zwei Tagen verschwand das Uebel gänzlich. Der Genesete brachte noch zehn Tage ohne allen Arzeneigebrauch völlig gesund im Lazareth zu, und verließ es den siebenden May.

Dieser funfzehnjährige Kranke hat während dieser Kur zwischen siebenzehn und achtzehn Quentchen Alaun und zwar zu halben und zwei Drittel Quentchen verschluckt, ohne ein einziges mal sich zu brechen, (eine Wirkung die Cullen ganz entscheidend einer solchen Menge Alaun zuschreibt,) noch irgend sonst eine nachtheilige Folge seinem Körper dadurch zugezogen zu haben.

Ein Umstand, der mir die ganze Beobachtung merkwürdiger und werther macht, als selbst die erfahrne augenscheinliche Wirksamkeit des Mittels.

II.

Von einem Wahnsinn durch Kampher geheilt.

Ein vierzehnjähriger Knabe war seit einem viertel Jahre, nach einer von Jugend auf gewaltsamen Anstrengung der Seelenkräfte in einen Wahnsinn verfallen, und den eilften Juli 1780 ins Lazareth der jüdischen Gemeine gebracht. Ich traf ihn in einem heftigen Anfalle. Er sprach keine vier zusammenhängenden Worte; was er vorbrachte, waren zerstückte ordnungslose Ideen, den Gegenstand seines vorigen Studiums betreffend, wobei er die poßierlichsten und zugleich schrecklichsten Geberden machte; von einem überlauten Lachen ging er in ein bitteres Weinen, und von diesem in ein lautes Singen geistlicher Lieder über. Eßlust mangelte ihm gänzlich, ich konnte ihn weder durch Bitten noch durch Drohen zu etwas Essen oder Trinken bewegen. Er schien sonst einen gesunden Körper zu haben, und von muntern lebhaften Temperamente zu seyn. Sein Puls war klein und geschwind, seine Zunge weiß; aber die dieser Krank-

heit eigene starre Wildheit in den Augen fand ich hier nicht, sie waren vielmehr sanft und leidend. Die übrigen zu wissen nothwendigen Umstände konnte ich von ihm nicht erfahren. Doch versprach er auf mein wiederholtes Zureden Arzeneimittel zu nehmen, und ich verordnete ihm alle Stunde zwei Eßlöffel von einem Tranke aus zehn Gran Brechweinstein, sechs Unzen Wasser und einer Unze Meerzwiebelsaft.

Bis zum dreizehnten hatte er diesen Trank zweimal verbraucht, bekam einige Erbrechungen, worauf sein wütender Wahnsinn plötzlich sich zu legen schien. Den Tag über lag er ganz ruhig, klagte über heftige Kopfschmerzen, verlangte Thee, und beantwortete gezwungen, aber ziemlich entsprechend jede Frage. Die Nacht fing er an zu toben, und hielt so den ganzen folgenden Tag an. Ich verordnete ihn den funfzehnten stündlich eine halbe Theetasse von einem Tranke aus funfzehn Gran Brechweinstein, zehn Unzen Wasser und anderthalb Unzen Meerzwiebelsaft; ließ ihn auch im Nacken ein handbreites spanisches Fliegenpflaster legen.

Den siebenzehnten verstärkte ich die Menge des Brechweinsteins in der vorigen Zusammensetzung bis auf zwanzig Gran. Der Kranke hatte den vorigen Trank bereits zweimal ohne Wirkung verbraucht; und auch dieser hat, bis zum zwanzigsten, ob schon er dreimal ganz genommen worden, weder ein Erbrechen noch einen Stuhlgang, noch sonst eine Veränderung in seinen

Zu-

Zustand hervorgebracht. Er hatte noch immer einen stillen Wahnsinn, sprach unzusammenhängend und antwortete nicht gehörig. Ich ließ ihm noch zwei Blasenpflaster auf die Waden legen, und verstärkte im erwähnten Tranke die Menge des Brechweinsteins bis auf ein halbes Quentchen.

Den ein- und zweiundzwanzigsten verbrauchte er also ein Quentchen Brechweinstein, ohne alle Ausleerung, außer einem sehr harten Stuhlgange. Den dreiundzwanzigsten des Morgens ließ ich ihn ein Pulver aus fünfundzwanzig Gran Sabadillensaamen und sechs Gran Brechwurzel nehmen, worauf endlich eine unzählige Menge gallichter Erbrechungen und schleimichter stinkender Stuhlgänge erfolgte. Darauf überfiel ihn eine außerordentliche Schwäche; er konnte sich nicht aufrecht halten; sein Wahnsinn verließ ihn; er klagte über Kopfschmerzen; war kalt über den ganzen Körper, und sein Puls unfühlbar. Ich verordnete ihm einige Löffel Wein öfters zu geben. Diese Entkräftung hielt aber an, und ich verschrieb ihm einige Tage nachher einen Chinatrank mit einer ansehnlichen Menge vom weinartigen Salmiakgeist, den er eine Zeitlang fortsetzte.

Während des Gebrauchs des Chinatranks kamen bis in den ersten Tagen des Augusts seine Kräfte allmählig wieder, aber mit ihnen auch sein Wahnsinn in einem äusserst starkem Grade. Er sprach wiederum ganz unzusammenhängend, antwortete gar nicht oder ganz verkehrt,

kehrt, lief nackend herum, wollte nirgend als auf der blossen Erde liegen, und wälzte sich in seinem eigenen Kothe herum, ohne d e mindeste Empfindlichkeit darüber zu äußern. In diesem höchst elenden Zustande verschrieb ich ihm das achte Pulver, nach Ewers Vorschrift, aus der Belladonna und der Rhabarber, wovon er acht Tage hintereinander, Morgens und Abends zehn Gran nahm. Aber die Raserey schien darauf sich zu vermehren, er ward lauter und wütender als je, und schrie zugleich erbärmlich über Kopfschmerzen. Ich mußte den Gebrauch der Belladonna unterbrechen.

Den sechszehnten verschrieb ich ihm eine Kampher-milch aus zwei Drittel Quentchen Kampher, zwei Quentchen arabischem Schleime, vier Unzen Fliederwasser und einer Unze Syrus, zum täglichen Verbrauchen. Und auf den fortgesetzten achttägigen Gebrauch derselben, änderte sich die Scene gar sehr, ob schon weder die geringste merkliche Ausdünstung dadurch bewerkstelligt, noch der Puls merklich verändert wurde. Des Kranken Bewustseyn, Schaamhaftigkeit und Empfindlichkeit kam wieder; er ward ruhig, fing an gut zu schlafen, und verlangte im Bette zu bleiben. Ich verstärkte die Kamphermenge, so, daß täglich dritthalb Skrupel genommen ward. Dieses setzte er ununterbrochen mit dem erwünschtesten Erfolg fort; da er, nachdem er zwischen sechs und sieben Loth Kampher verzehrt, in der Mitte des Septembers völlig wieder hergestellt

war. Er hatte sein gänzliches Bewustseyn und den vollkommenen Gebrauch seiner Verstandeskräfte; er hatte Eßlust, guten Schlaf und körperliche Kräfte genug, einen großen Theil des Tages auf dem Lazarethhof und vor der Thüre zu zubringen.

Ein Streit, in welchen er einige Tage nachher mit einem Nebenkranken gerieth, brachte ihn in einen äusserst heftigen Affekt, worauf er einigermassen einen Rückfall von Niedergeschlagenheit, heftigen Kopfschmerzen und Sinnlosigkeit bekam. Ich gab ihm den folgenden Tag ein Brechmittel, und ließ darauf die Kamphermilch wieder anfangen, die in diesem Falle eine merkwürdige specifische Wirksamkeit äusserte, und binnen einigen Tagen den Kranken in den vollkommensten Zustand versetzte. Er verließ erst Ausgangs Octobers das Lazareth, ohne daß während der ganzen Zeit, irgend ein widernatürlicher Umstand sich bei ihm ereignet hatte.

Ich habe mich bei diesem Kranken der Auenbruckerschen Kamphermiich bedient, und wie man sieht, mit Nutzen bedient, ohne jene charakteristische Zeichen an den Geburtstheilen bey ihm bemerkt zu haben, welche Herr Auenbrucker *) als eine nothwendige Bedingung angiebt, unter welcher der Kampher dieses Uebel zu heben im Stande ist. Ich werde auch in Zukunft, ob schon

*) Experimentum nascens de remedio specifico sub signo specifico in mania virorum.

schon das Mittel seitdem verschiedenemal mir seine Wirkung versagt hat, es in ähnlichen Fällen immer versuchen, selbst bei weiblichen Kranken.

III.

Vom Baldrian in einem krampfhaften Zufall.

Eine Jungfer von fünfundzwanzig Jahren, von einem gesunden Vater, einer bleichsüchtigen Mutter geboren, selbst von bleichsüchtigem Ansehen, bekam vor acht Wochen, nach einem heftigen Schrecken, einen Anfall von Krämpfen, der bis den zehnten July 1780, da ich zu ihr gerufen wurde, täglich vier bis fünfmal des Vormittags wiederkam, und jedesmal vier bis fünf Minuten anhielt. Während desselben hatte sie immer Beängstigungen und Beklemmungen auf der Brust, ein Zittern in allen Gliedern, und fühlte sich gezwungen überlaut zu schreien, wobei sie übrigens ihr völliges Bewustseyn hatte. Einige Minuten nachher fühlte sie immer eine allgemeine Schwäche im ganzen Körper und einen drückenden Schmerz am Hinterhaupt, der sie aber nicht verhinderte ihre häusliche Geschäfte zu verrichten. Ihr Puls war klein, schlug langsam, nicht über einige

und sechzigmal in einer Minute; ihre monathliche Reinigung geschah zu gehöriger Zeit, aber sparsam, und ihr Appetit und Schlaf nicht unnatürlich. Sie zeigte mir einige Vorschriften von Biebergeileſſenz und stinkendem Asant, die sie bereits gebraucht hatte, aber keins in gehöriger wirksamer Menge.

Ich verschrieb ihr Pillen aus dem Asant und dem Dippelschen Oehle so, daß sie von diesem dreißig Tropfen, und von jenem zweidrittel Quentchen nam, und verordnete einen Aufguß von Pommeranzenblättern nach der Hannesschen Vorschrift, zum gewöhnlichen Getränke. Es wurde aber durch diese Mittel, die mich sonst in ähnlichen Fällen selten zu verlassen pflegten, nach einem fünftägigen Gebrauch nicht die mindeste heilsame Veränderung bewirkt; vielmehr schienen die Anfälle häufiger und heftiger zu werden.

Den sechszehnten verordnete ich ihr ein Zugpflaster im Nacken, und stündlich ein Pulver aus einem halben Quentchen Baldrian und anderthalb Gran Zinkblumen. Nach dem dreitägigen Gebrauch dieſer Mittel, verminderten sich die Anfälle, und kamen nur zweimal des Vormittags, dagegen hielt der Kopfschmerz nach jedem weit länger an. Und so blieb auch das Uebel bei dem genauen fortgesetzten Gebrauche der Pulver noch ganzer acht Tage.

Die Wirkung der Zinkblumen in krampfhaften Zufällen geschieht, wie ich oft zu beobachten Gelegenheit

gehabt, fast niemal allmälig; sie heben das Uebel schnell oder gar nicht. Darum war ich geneigt unter den erwähnten beiden Mitteln, dem Baldrian den größten Antheil an der Wirkung zu zueignen, und versuchte es also mit diesem allein. Ich verschrieb eine Schachtel mit vier Loth Baldrian, und ohne eine Zeit zum Einnehmen zu bestimmen, verordnete ich blos das Pulver binnen zwei Tagen zu verbrauchen. Dieß geschah zu wiederholtenmalen, und meine Kranke, die aus Eifer gesund zu werden, mehr that als verordnet wurde, und fast drei Loth täglich nam, verschluckte binnen funfzehn Tagen vierunddreißig Loth Baldrian, und wurde von ihren Anfällen und Kopfschmerzen gänzlich befreiet. Nach einigen Monaten fanden sich, nach einem vorhergegangenen Affekt, diese Zufälle auf eine leichte Weise wieder ein, und wurden in kurzem durch den wiederholten starken Gebrauch des Baldrians abermals unterdrückt, so, daß bis jetzo keine Spuren mehr davon übrig sind.

Dieß war unter einer grossen Menge von krampfigten Zufällen, die ich zu behandeln Gelegenheit gehabt, der einzige, wo die Wirksamkeit des Baldrians ohne Beihülfe eines andern Mittels sich so entscheidend und augenscheinlich mir zeigte; aber es giebt auch vielleicht unter einer grossen Menge, der Fälle nur einzelne, da man einen Kranken zu einem so anhaltenden und häufigen Gebrauche eines widrigen Mittels zu bringen vermag.

IV.

Vom weissen Vitriol in Schwämmchen.

Ich ward im April des vorvorigen Jahres zu einem vierthalbjährigen Knaben gerufen, der an einer Auszehrung so sehr darnieder lag, daß der erste Anblick mir alle Hofnung benam, durch die Kunst etwas ausrichten zu können. Sein Ansehn war bleich und eingefallen, alles Fleisch welk und schlapp, Hände und Füsse glichen dünnen Ruthen, der ganze Körper sah einem Gerippe gleich. Der Unterleib war aufgedunsen und gespannt, hier und da konnte man einige verstopfte Drüsen des Gekröses deutlich fühlen; er war äusserst entkräftet, und hatte täglich einige dünne stinkende Stuhlgänge; sein Puls war äusserst klein und geschwind, die Eßlust stark, und unmittelbar nach Essen ward er von fieberhaften Bewegungen befallen. Dazu kam, daß der ganze Mund mit Schwämmchen besetzt war, die ganze Zunge sah, alles Reinigens ungeachtet, einer Speckhaut ähnlich, und bei der mindesten Berührung blutete jede Stelle der innern Mundhöhle.

Für verloren angenommen gab ich den Wünschen der Eltern nach, das Vermögen der Kunst dennoch zu versuchen. Und es gelang mir über alle Erwartung — Blos durch den einförmigen fortgesetzten Gebrauch der Rhabarbar und der geblätterten Weinsteinerde zu gleichen

chen Theilen, davon ich Morgens und Abends sechszehn Gran nehmen ließ, geschah es, daß binnen vier Wochen, alle diese Zufälle nachliessen. Der Leib ward dünne und weich, die Verhärtungen verschwanden; die übergrosse Eßlust und das Fieber verloren sich, der Puls ward langsamer und stärker, das Fleisch feiste, der ganze Körper bekam ein natürliches Ansehen.

Nur mit der Ausrottung der Schwämmchen hielt es schwer. Ich habe fast nichts unversucht gelassen, was nur von den Aerzten wider dieß Uebel empfohlen wird. Und nachdem ich ganzer sechs Wochen vergebens zugebracht, so gerieth ich auf den von dem Engländer Armstrong empfohlnen weissen Vitriol, auf dessen Gebrauch endlich die Schwämme binnen vier Tagen verschwanden. Ich ließ nemlich ein halbes Quentchen in sechs Unzen Wasser und einer Unze Rosenhonig auflösen, und mit einem darin eingetauchten Läpchen alle vier Stunden den Mund auswaschen, und weil das Uebel sehr weit hinter gleichfalls saß, einigemal des Tages diese Auflösung einspritzen.

Und wie gesagt, binnen vier Tagen war der Mund ganz rein, und das Fleisch feste. Dem Rosenhonig kann kein Antheil an dieser Wirkung zugeschrieben werden, da er schon vorher, sowohl allein als mit andern Mitteln versetzt, häufig und ohne alle Wirkung angewendet worden ist.

Der Knabe hatte bald nachher ein sehr gesundes Aussehen und eine starke Leibesbeschaffenheit bekommen. Ein viertel Jahr darauf überstand er sehr bösartige Blattern, und ist jetzo eins der robustesten Kinder, die ich kenne.

Ich bediene mich seit dem dieser Auflösung bey serösen Bräunen fast immer mit dem besten Erfolg *).

*) Mein verehrungswürdiger Freund, der Herr Generalchirurgus Thede, hat bereits im vorigen Jahre diese Beobachtung dem gelehrten Professor Crell mitgetheilt, der sie auch in eine unter ihm verfertigte treffliche Probschrift, de Zinco medica recentius observata sistens, mit eingerückt hat.

Martin Heinrich Klaproths,

Apothekers in Berlin,

Geschichte

der Bestuscheffschen Nerventinctur und der Lamottischen Goldtropfen; nebst chemischen Versuch einer bessern Bereitungsart derselben.

Bei der, dem größten Haufen der Menschen, bekanntermassen so gewöhnlichen Neigung, solchen Arzneimitteln, die unter der geheimnißvollen Hülle eines Arcani in die Welt eingeführt werden, sogleich mit einem günstigen Vorurtheile entgegen zu kommen, darf man sich eben nicht verwundern, daß auch die Bestuscheffsche Nerventinctur, und die mit ihr verschwisterten Lamottischen Goldtropfen, nun schon länger als ein halbes Jahrhundert, in Ansehen gestanden haben. Auf-

ferdem trugen auch noch besondere Umstände zu deren schnellen und ausgebreiteten Ruf das ihrige bei, z. B. der Name des erlauchten Besitzers des Geheimnisses, des Russischen Feldmarschalls Grafen Bestuschef, welcher unter seiner Autorität von solchem geheimen Arzneimittel zweierlei Sorten, nemlich eine gelbe und eine weisse Tinctur, in grosser Menge verfertigen ließ. Selbst der hohe Preis dieser Tincturen, welcher als eine Folge der sehr beschwerlichen, langwierigen und alchemistischweitläuftigen Bereitungsanstalt, zum Theil noch entschuldigt werden kann, trug mit dazu bei, von deren Tugenden und Heilkräften sich keine geringe Begriffe zu machen.

Nicht lange nachher, als diese Bestuscheffsche Nerventinctur in Rußland und dem übrigen nordischen Ländern ihr Glück gemacht hatte, erschien sie auch in Frankreich, aber unter einem andern Namen, nemlich: des Generals de la Motte Goldtropfen. (*Elixir d'Or*, & *Elixir blanc, de Mr. le General de la Motte.*)

Denn, einer vom Graf Bestuschef eigenhändig unterzeichneten Acte zufolge, verließ derjenige Chemiste, welchen der Graf zur Verfertigung seiner Tinctur angestellet hatte, diesen seinen Beschützer meineidiger Weise, und verkaufte das Geheimniß in Hamburg an den französischen Brigadier, nachherigen Generalmajor de la Motte; dieser aber verstand die Kunst aus dem Grunde, sein erkauftes Arcanum bald auf den höchsten Gipfel

des

des Ruhms zu bringen, und den ungeheuresten Gewinnst daraus zu ziehen.

Denn, ausserdem, daß er sich für jedes Lothgläschen seiner Tinctur ein Louisd'or bezahlen ließ, erhielt er auch im Jahr 1730 vom Könige von Frankreich über diese Tropfen einen besondern Freiheitsbrief, nebst einer Pension von viertausend Livres, und nach seinem Tode wurde solches Privilegium seiner Wittwe aufs neue bestättiget. Um nur eines Beispiels der grossen Achtung, so man von den Heilkräften dieser Tinctur hatte, zu erwähnen, so sandte im Jahr 1731 König Ludwig XV. durch einen Kavalier zweihundert Gläser solcher Lamottischen Tropfen nach Rom an den damaligen, mit dem Podagra behafteten Pabst.

Sowohl dieser allgemeine Ruhm der Bestuscheffschen und Lamottischen Tropfen in Hebung oder Linderung hartnäckiger Krankheiten, als Nervenschwäche, Gicht, Hypochondrie u. s. w. als auch die besondere, damals in der Chemie noch ganz neue Erscheinung, daß die gelben Tropfen in den Sonnenstraken sich ganz entfärbten, im Schatten aber wieder gelb wurden, zog bald die Aufmerksamkeit der Aerzte, der Physiker und der Scheidekünstler auf sich. Man bemühete sich, diese Tincturen zu zergliedern, und deren Bestandtheilen nachzuspüren; obgleich nicht mit gleichem glücklichen Erfolg.

In Frankreich, wo man in dem von la Motte selbst absichtlich beförderten Irrthum war, als ob seine

Tropfen aus Gold bereitet würden, wolte man auch wirklich das Gold darin gefunden haben. Beaumé glaubt daher, die Bereitungsart derselben unzweifelhaft entdeckt zu haben, welche darin bestehen soll, daß aus einer mit Königswasser bereiteten Goldsolution das Gold durch feuerbeständiges Laugensalz niedergeschlagen, der abgesüßte Goldkalch wieder in Salpetersäure aufgelöset und diese Auflösung mit vielem Weingeist versetzt würde. Hierauf würde von dieser Mischung ein Theil gelinde abstrahirt, welcher dann die weissen, der rückständige Theil aber die gelben Tropfen, ausmachte.

Da in Frankreich, neben den ächten Tropfen, bald eine Menge unächter unter jenem Nahmen zum Vorschein gekommen sind, so ist es wohl möglich, daß man mit der Untersuchung an die nachgemachten falschen gerathen seyn, und diese wirklich Goldhaltig gefunden haben könne. Wenn aber diese Verwechselung der ächten Tropfen mit den unächten nicht vorgefallen ist, so ist es mir nicht unwahrscheinlich, daß die Untersucher derselben, von der vorgefaßten Meinung, eine Goldauflösung vor sich zu haben, verleitet, die sich so sehr gleichenden Erscheinungen, welche das Eisen in vielen chemischen Proben mit dem Golde gemein hat, auf Rechnung des letztern Metalls geschrieben haben; indem doch Andere bei genauer Untersuchung nur auf Eisen zu schlüssen sich berechtiget sahen.

Es blieb daher unausgemacht, ob man die ächte Tropfen für eine Tinctur des Goldes, oder des Eisens, zu halten habe, bis im Jahr 1762 bis 1766, von dem damaligen Verfertiger der wahren Bestuscheffschen Tropfen, dem berühmten Herrn Model selbst, welchem der Graf Bestuschef die Vorschrift dazu, unter Verpflichtung der Geheimhaltung, übergeben, und zu deren Verfertigung ihn förmlich autorisirt hatte, dessen verschiedene Sendschreiben, nebst den historischen Nachrichten, diesen Gegenstand betreffend, erschienen. Diese Bogen wurden nun begierig gelesen. Allein, ob man daraus gleich von einigen Geschichten und Nebenumständen unterrichtet wurde, so sahe man sich doch, wegen der dem Herrn Model obliegenden Pflicht der Geheimhaltung, in der Hauptsache nur wenig befriedigt; ausgenommen, daß man daraus vergewissert wurde, es sey nicht Gold, sondern Eisen die Basis der gelben Tinktur. Im übrigen aber diente der räthselhafte Vortrag, hinter welchen Herr Model die wahre Zubereitung derselben schlau verbarg, nur noch mehr dazu, die hohe Einbildung über deren grossen Werth und geheimnißvolle Bereitung, noch höher zu spannen.

Ehe aber noch diese Modelsche Sendschreiben erschienen, waren diese Tincturen, wie schon gedacht, bereits von mehreren, besonders deutschen Chimisten, richtig genug analysirt worden. Und in der That gehört auch die Entdeckung ihrer Bestandtheile gar nicht unter

die schweren chemischen Aufgaben. Mir wenigstens gelang deren Zergliederung ziemlich leicht, vermittelst welcher ich fand, daß die gelben Tropfen nichts weiter waren, als eine mit einer grossen Menge Weingeist verdünnete Auflösung des Eisens in Salzsäure. Denn um zu finden, ob Gold oder Eisen darin enthalten sey, war es, der gewöhnlichen Proben mit adstringirenden Vegetabilien, phlogistisirtem Alkali, u. s. w. nicht einmal zu gedenken, schon genug, den metallischen Stoff durch aufgelöstes Weinsteinsalz zu präcipitiren, und den Crocum auf der Kohle mit dem Löthröhrchen zu versuchen. Als Goldkalch hätte er sich zu einem Korn reduciren müssen. Dieses geschahe aber nicht, sondern nach einiger Glühung wurde er vom Magnet angezogen. Die zur Auflösung des Eisens angewandte Säure aber offenbarte sich dadurch, daß durch hinzugetropfelte Silberauflösung ein Hornsilber niederfiel. In den weissen Tropfen hingegen war, ausser dem Weingeist, nichts, als nur durch den Geruch eine höchstschwache Spur einer versüßten Säure zu entdecken.

Dergleichen mit der Salzsäure bereitete und mit Weingeist versüßte Eisensolutionen sind aber schon weit eher bekannt und gebräuchlich gewesen; wie die schon im vorigen Jahrhunderte von Mynsicht gelehrte Bereitung seiner Eisentinctur beweiset, welche darin bestehet, daß man den Rückstand von der Sublimation des Eisens durch Salmiack, mit Weingeist extrahiret.

Im

Im Jahr 1732 erwähnt Friedrich Hoffmann dergleichen Tinctur als eines fürtreflichen Arzeneimittels, indem er in seinen Observ. chem. phys. libr. II. Obs. xviij sagt: „Keine Säure ist geschickter, dem Eisen seinen in einer reichlichen Menge enthaltenden Schwefel auszuziehen, als die Salzsäure. Wenn man eine mit dieser Säure bereitete Eisenauflösung eindickt, oder auch, wenn man Salmiack mit Eisenfeil im verschlossenen Gefässe mit Feuer behandelt, so erhält man einen Vitriol von gelber Farbe, zusammenziehenden Geschmack und angenehmen Geruch; welcher sich aber nicht kristallisiren läßt, sondern an freyer Luft zerflüßt. Uebergießt man solchen mit wohlgereinigten Weingeist, so nimmt dieser sogleich das sulphurische Wesen des Eisens und den feinsten Theil des vitriolischen Salzes in sich, und es entsteht eine Eisentinctur von einer Goldfarbe, einem angenehmen Geruch und gelinden zusammenziehenden Geschmack, welche, geschwächten Theilen die Stärke wiederherzustellen, nicht ihres Gleichen hat. Denn durch diese Behandlung kann man den besten, und in der Arzneikunst grossen Nutzen schaffenden sulphurischen Theil des Eisens, am bequemsten abscheiden.“

Von dieser Zeit an findet man auch die auf eine ähnliche Art bereitete Eisentincturen in den mehresten Apothekerbüchern aufgenommen, und auch noch jetzt in vielen neuern Dispensatorien beibehalten.

Unter denjenigen Chemisten, die sich mit Untersuchung der Bestuscheffschen Nerventinctur beschäftiget, hat niemand, soviel mir bewußt, sie glücklicher und den ächten Tropfen ähnlicher nachgeahmt, als der seinen Freunden sowohl, als der gelehrten Welt zu früh entrissene Herr Rose in Berlin. Seinen nachgeahmten Tropfen gab er dadurch gewissermassen noch eine grössere Vollkommenheit, daß er anstatt des bloßen Weingeistes, den Hofmannschen schmerzstillenden Liquor anwendete. An der Bekanntmachung der Bereitungsart seines Liquoris anodini martiati wurde er durch seinen frühzeitigen Tod verhindert. Sein Verfahren schien aber darin zu bestehen, daß er Eisen in Salzsäure auflösete, zu Kristallen anschiessen, und die abgetrockneten Kristalle im Liquore anodino zergehen ließ.

Im Jahr 1777 machte Herr Professor Baldinger in seinem Magazin für Aerzte bekannt, wie er in der Vogelschen Auction die Modelschen Briefe über die Bestuscheffsche oder Lamottische Tropfen gekauft, und dabei von der Hand des seeligen Vogels folgendes angemerkt gefunden habe: Tinctura ista paratur ex floribus, qui ex æquali portione Scoriarum ferri vulgarium & mercurii sublimati, per repetitas sublimationes superioris partis oriuntur, & ad deliquescentiam deinceps disponuntur, cuius olei centum guttæ instillantur drachmæ spiritus vini gallici, unde illa rufescit. Quodsi vero hæc miscela

soli

soli exponitur, tum alba fit & manet. Dieser Vorschrift sahe man aber das Fehlerhafte leicht an.

Endlich aber hatte man das Vergnügen, durch den Herrn Professor **Murray** in Göttingen von der wahren Bereitung dieser Tinctur unterrichtet zu werden, indem derselbe solche aus einem Schreiben aus Petersburg vom neunzehnten April 1780 mittheilte, nebst der Nachricht, daß die Russische Kaiserin deren öffentliche Bekanntmachung veranstaltet, und solche den Modelschen Erben mit dreitausend Rubel gratificiret habe. Die Vorschrift lautet wörtlich wie folget:

Tinctura nervino-tonica flava.

℞. Pyritis vulgaris sulphurei, vel loco ejus sulphuris caballini, libr. vj, mercurii sublimati corrosivi libr. xij. Hæc ingredientia in mortareo jaspideo subtilissime læviganda & trituratione continuata intime commiscenda sunt. Probe mixta massa in duas dividatur partes æquales, quarum singula ex alembico vitreo sublimanda. Sublimatio sexies vel octies iteranda, ut omnis expellatur mercurius. Priores sublimationes igne moderatiore instituendæ; in sequentibus sublimationibus autem sensim augendus ignis gradus. Sublimatum quavis vice enatum seorsim servandum. Residua massa, antequam sublimationi iterum subiiciatur, denuo trituranda. Quumque in posterio-

ribus sublimationibus sublimatum parca tantum quantitate obtineatur, retorta jam ultimis laboribus inservire poterit.

Post omnes illas peractas utrarumque partium sublimationes quæ remanet massa in vitreo vase ampliore affundendo triplum pondus aquæ purissimæ coquenda; interimque spatula lignea continuo agitanda. Dein decoctum fervidum per chartam bibulam statim transcolandum; durante liquoris filtratione jam crystalli salinæ formantur.

Cum recenti aqua talis operatio coctionis decoctique transcolationis bis repetenda.

Liquores filtrati cum omni sale ex retorta vitrea lente destillandi ad siccitatem; quo facto adeo augendus ignis gradus, ut sal martis specie crystallorum obscuri coloris in collo retortæ sublimetur. Qui sic obtinetur sal martis aëri humidiori exponendus, donec usque delicuerit. Liquati drachmæ tres admiscendæ singulis libris, unciarum xij ponderis medicinalis, spiritus vini gallici optimi rectificatissimi. Post aliquam moram hæc mixtura rubrum induit colorem; verum enim vero in obturatis phialis soli exposita sensim euadit limpidissima alba. Quam primum limpidus hic factus est liquor, qui a sole remotus, successu temporis aureo seu intense flavo tingitur colore, vel in aliam phialam collo angustiore præditam transfunden-

dus,

dus, vel non mutata phiala, demto ſolum obturaculo, per breve tempus aëris acceſſui exponendus. Color tamen hicce flavus totus evaneſcit, quoties nimirum Tinctura ſoli expoſita fuerit.

Liquor nervinus albus ſen *tinctura nervina*, paratur: poſt ultimam, qua ſal martis eductus fuit ſablimationem, reſiduæ ab aëre humiditatem attractæ maſſæ affundendo libras xij ſpiritus vini gallici puriſſimi & rectificatiſſimi, atque, præterlapſis aliquot diebus, omnem ſpiritum lenta deſtillatione abſtrahendo.

Aus dieſer, durch die Gnade der Kaiſerin, öffentlich erſchienenen ächten Vorſchrift wird man nun mit dem mühſamen, koſtbaren, viele Zeit, Geduld und Vorſicht erfordernden Prozeß bekannt, nach welchen die Tinctur bereitet wird. Zugleich iſt Herr **Model** über dasjenige, was er in ſeinem Sendſchreiben von den Ingredienzien und der beſchwerlichen Anfertigung derſelben mit dunkeln Worten hat ſagen können, vollkommen gerechtfertiget. Ob es aber, chemiſch betrachtet, eine Nothwendigkeit ſey, durch ſo viele Umwege zu gehen, oder ob man nicht vielmehr ungleich kürzerer, bequemer und ſicherer zu dem nemlichen Ziel gelangen könne, darüber werde ich wohl nicht nöthig haben, Unterſuchung anzuſtellen. Man wird ſich aber über die Vorſchrift einer ſolchen beſchwerlichen Operation nicht wundern, ſobald man bemerkt, daß die Erfindung derſelben in

ein Zeitalter fällt, wo die gründliche Scheidekunst noch in ihrer Kindheit war.

Nach dieser vorangeschickten kurzen Geschichte der Bestuscheffschen oder Lamottischen Tincturen, komme ich nun zu meinem Hauptgegenstand, welcher darin bestehet, eine neue chemische Entdeckung, und zugleich eine darauf sich gründende bessere Bereitungsart jenes berühmten Arzeneimittels, bekannt zu machen, wovon ich hoffen darf, daß sie einiger Aufmerksamkeit werth sei.

Als ich mich einst mit chemischer Untersuchung einer metallischen Erde beschäftigte, hatte ich das Vergnügen zu sehen, daß die Naphtha vitrioli das Vermögen besitzt, das Eisen aus seiner concentrirten Auflösung in Salzsäuren in sich zu nehmen; auf die nemliche Art, aber noch weit vollkommener, reichlicher und beständiger, wie sie das Gold aus dem Königswasser in sich nimmt. Diese Erscheinung hat, so viel mir bewußt, noch niemand beobachtet oder angemerkt; sondern man hat bis jetzt nur Kenntniß von der chemischen Verwandschaft des Aethers mit dem Golde, und zum Theil auch mit der, diesem edlen Metalle so nahe verwandten Platina, gehabt. Eine Folge dieser mir angenehmen Entdeckung war unter andern auch der Gedanke, selbige zur Verfertigung einer der Bestuscheffschen oder Lamottischen ähnlichen Eisentinctur anzuwenden; und durch Mittheilung folgender Vorschrift hoffe ich, eine wesentliche

liche Verbesserung in der Bereitung eines vorzüglichern *Liquoris anodini martiati* an die Hand zu geben.

Man löset reines Eisen in rectificirter Salzsäure, bis zur völligen Sättigung auf. Nachdem die Solution eine Zeitlang ruhig gestanden, filtrirt man solche, giesset sie in eine gläserne Retorte, und abstrahiret sie bei gelinder Wärme des Sandbades bis zur Trockene. Alsdenn verstärkt man das Feuer, und hält mit diesem Feuersgrad so lange an, bis der mehreste Theil des metallischen Salzes als ein braunrothes Sublimat in die Höhe gestiegen ist. Nach vollbrachter Sublimation zerbricht man die Retorte, sammlet das sublimirte Salz in eine gläserne oder porzellane Schale, und stellet es im Keller oder an einen andern feuchten Ort, so lange, bis es völlig in einen dunkeln braunrothen Liquor zerflossen ist.

Von diesem sogenannten Oleo Martis mischet man eine Unze, mit zwei Unzen einer sorgfältigst bereiteten und bei gelinden Lampenfeuer rectificirten Naphtha vitrioli, in einem mit wohlschliessenden gläsernen Stöpsel versehenen Glase, und schüttelt beide Flüßigkeiten gelinde durcheinander, so wird die Naphtha ungesäumt den größten Theil des in der Auflösung sich befindlichen Eisenstoffs ergreifen und in sich nehmen; wodurch sie eine dunkelgelbe oder hellbraune Farbe erhält. Sobald sich aber die nun mit dem Eisen angeschwängerte Naphtha, nach kurzer Ruhe, wieder in die Höhe be-

geben hat, gieſſe man ſie ſogleich von der unterſtehenden ſauren Flüßigkeit vorſichtig ab.

Zu einer Unze ſolches eiſenhaltigen Aethers miſche man zwei Unzen des beſten, höchſtrectificirten Weingeiſts. Mit dieſer Miſchung, welche ſogleich eine angenehme Goldfarbe erhalten wird, fülle man alsdenn kleinere cylindriſche mit Glasſtöpſeln verſehene Gläſer, verbinde ſie feſt, und ſtelle ſie ſo lange in die Sonne, bis die Goldfarbe völlig verſchwunden, und die Tinctur dagegen gänzlich ungefärbt und waſſerhelle geworden. Die auf ſolche Weiſe durchs Sonnenlicht digerirte Tinctur ſtelle man darauf an einen ſchattigen und kühlen Ort, allwo ſie allmälig ihre erſte Goldfarbe wieder erhalten wird.

Durch dieſe ſichere und ungleich weniger beſchwerliche Methode entſtehet nun eine Eiſentinctur, welche wahrſcheinlich alle die Tugenden, die man von den Beſtuſcheffſchen und Lamottiſchen Tropfen zu rühmen pflegt, ſo weit ſolche gegründet ſind, in einer weit gröſſern Vollkommenheit beſitzen wird. Der wirkſame metalliſche Beſtandtheil iſt darin in einer ungleich reichlichern und concentrirtern Menge enthalten. Hingegen von der rohen und herben Salzſäure ſelbſt, welche dem Eiſenſtoff zum erſten Auflöſungsmittel dienen mußte, und welche, nach der Beſtuſcheffſchen Vorſchrift, in ihrer ganzen Subſtanz mit in der Tinctur verbleibt, weswegen auch nur das ſo geringe Quantum von drei Drach-

men

men zerflossenes Eisensalz zu ein Pfund, oder zwölf Unzen, Weingeist gemischt werden soll, um durch dieses reichliche Uebermaaß des letztern die styptische Eigenschaft des erstern zu mildern und einzuwickeln, davon ist in dem nach meiner Angabe bereiteten Liquore anodino martiato nichts zu spüren.

Es ist bekannt, daß wenn Aether mit Wasser oder andern wässerigen Flüßigkeiten vermischt wird, man einen Verlust an der Menge des Aethers wahrnimmt, indem alsdenn zehn bis zwölf Theile Wasser einen Theil Aether aufzulösen und mit sich zu vermischen pflegen. Läßt man aber beiderlei Flüßigkeiten in einer längern Berührung zusammen, so nimmt der Aether seiner Seits ebenfalls einen Theil von der unterstehenden Flüßigkeit in sich auf. Hierauf gründet sich also die Nothwendigkeit, den mit der Substanz des Eisens anzuschwängernden Aether auf dem zerflossenen Eisensalze nicht länger stehen zu lassen, als nur nöthig ist, um das metallische Wesen in sich aufzunehmen; indem er sich sonst auch mit einem Theile der rohen Säure verunreinigen würde.

Aus gleichen Ursachen ist es auch überhaupt bei Bereitung der Naphtha selbst, ein fehlerhafter Handgrif, wenn man die, die abzuscheidende Naphtha enthaltende Flüßigkeit mit Wasser vermischt, und die dadurch abgesonderte Naphtha ohne weitere Reinigung verwahrt. Nur durch eine mit gelinden Lampenfeuer vorsichtig an-

gestellte Rectification kann man von der gehörigen Reinigkeit und Vollkommenheit der gewonnenen Naphtha versichert seyn.

Der weit geringern Menge des in den Bestuscheffschen und Lamottischen Tincturen enthaltenen Eisenstoffes ohnerachtet, lassen diese dennoch mit der Zeit einen Theil der Eisenerde fallen, welche sich an die Seiten und auf den Boden der Gläser als ein zarter Ocher anlegt. Hingegen bei einem nach obiger Methode bereiteten Liquor anodinus martiatus ereignet sich solches nie, sondern er behält, bei allen noch so oft wiederhohlten Veränderungen der Farbe in Sonne und Schatten, seine Klarheit beständig, ohne die geringste Neigung zum Trübewerden zu äußern. Ein Beweis, daß der Eisenstoff, obschon er in weit reichlicher Menge darin enthalten, dennoch weit genauer und inniger aufgeschlossen und eingemischt sein müsse, zu dessen mehreren Bestätigung auch folgende Erfahrung dienen kann.

In ein Trinkglas voll destillirtes Wasser tröpfele man zuerst vom Liq. anod. mart. ohngefähr sechzig Tropfen, alsdann aber von einer Auflösung eines wohlbereiteten und neutralisirten Alcali phlogisticati so viel, als verhältnismäßig erforderlich ist. Die blaue Farbe, die aus der Verbindung dieser Materie mit aufgelöseten Eisen allemal entstehen muß, kömmt auch hier zum Vorschein, aber mit andern Erscheinungen begleitet. Denn, aus einer jeden andern Eisenauflösung wird die metalli-

sche

sche Erde durch gedachtes phlogistisirtes Alcali, entweder sogleich, oder doch nach kurzer Ruhe, als ein blaues Präzipitat abgeschieden, welches sich nach und nach zu Boden setzt; die überstehende Flüßigkeit hingegen verliert alsdenn die blaue Farbe.

Allein, in obiger mit dem Liq. anod. mart. bereiteten Eisenauflösung befindet sich der metallische Stoff in einem weit zärtern Zustande, als daß er in ein sichtbares Präzipitat gerinnen sollte. Vielmehr überkömmt diese Mischung sogleich eine dem Auge sehr angenehme dunkle Saphirfarbe, ohne die geringste Neigung zum Niederschlag zu äußern, und also auch ohne einigen Verlust der Klarheit und Durchsichtigkeit zu erleiden. Diese gleichförmige blaue Tinctur, so dem Ansehen nach von einer stark gesättigten Kupferauflösung im flüchtigen Alkali nicht zu unterscheiden ist, erhält sich auch unbedeckt viele Tage lang bei solcher Klarheit.

Als mir einst diese Mischung, nebst mehrern mit verschiedenen andern menstruis bereiteten und mit phlogistisirten Alkali versetzten Eisenauflösungen, in einem kalten Zimmer gefror, so fanden sich in allen übrigen Gläsern die Eismassen meistens ganz ungefärbt, unten aber lag die präzipitirte Eisenerde als blaue Flocken eingesprengt. In demjenigen Glase aber, welches die Mischung des Liq. anod. mart. mit dem phlogistisirten Alkali enthielt, war die Flüßigkeit in einen Eisklumpen von derselben schönen saphirblauen Farbe und gleichför-

miger Durchsichtigkeit verwandelt worden. Nicht weniger ertrug auch diese blaue Eismasse das Aufthauen, ohne daß ein Niederschlag sich zeigte.

Die Wirkung der Sonnenstralen auf die Farbe und das ganze Wesen dieser ätherischen Eisentinctur, ist ein des Nachdenkens würdiger Gegenstand, wodurch unsere jezzige bessere chemische Kenntnisse von Licht und Phlogiston Bestätigung und Zuwachs erhalten können. Durch das Licht der Sonne wird nicht nur die Farbe der Tinctur zerstört, sondern vornemlich auch der Geschmack derselben sehr merkbar verfeinert und so zu sagen, versüßt und maturirt; welche beiderlei Wirkungen durch keine andere Wärme, ausser durch die Sonnenstralen zuwege gebracht werden können. Daß aber würklich diese Tinctur die Sonnenstralen zerlegt, das Phlogiston daraus abtheilet und solches in sich einmischt, davon kann man sich durch den Augenschein bei folgenden leichten Versuch überzeugen. Man mische nur zu ein Paar Unzen destillirtes Wassers einige Tropfen aufgelösetes Weinsteinsalz, und theile das Wasser in zwey Gläser. In das eine Glas gieße man einige Tropfen Tinctur, die noch nicht in der Sonne gestanden hat; so wird sich das Eisen in gewöhnlicher hellgelben Ocherfarbe niederschlagen. Zu der andern Hälfte des alkalisirten Wassers im zweiten Glase gieße man eben so viele Tropfen von gleicher Tinctur, die aber schon in der Sonnendigestion gestanden hat; so schlägt sich

num-

nunmehro das Eisen nicht gelb, sondern mit einer dunkeln blaulichtgrünen Farbe nieder, zum deutlichen Beweise der Gegenwart des aus dem Sonnenlicht angezogenen brennbaren Wesens. Jedoch es fehlt den Scheidekünstlern nicht an anderweitigen Erfahrungen über die Abscheidung des brennbaren Principii aus dem Sonnenlichte.

Ob nun diese neuentdeckte Eigenschaft des Aethers villeicht zur Zergliederung und Erforschung der innern Mischung des Eisens von einigem Nutzen seyn könne, das wird die Zukunft zeigen. Denn, wenn man nach Absonderung des mit dem metallischen Wesen imprägnirten Aethers, die Aufgießungen mit frischem Aether auf das rückständige Flüßige so lange wiederholt, bis dem untenstehenden Liquor alle Röthe ausgezogen worden ist, so fällt nach und nach in der des färbenden Wesens des Eisens beraubten Säure der übrige metallische Theil blasgelb, oft auch ganz weiß, zu Boden.

Man könnte daher gewissermassen sagen, daß durch obgedachte Methode nicht der ganze Eisenstoff, sondern nur dessen feinster Sulphur, um dieses Ausdrucks einmal in einem altchemischen Sinne mich zu bedienen, ausgezogen werde.

Die Zumischung des Alcohol vini zu dem, mit der Tinctur des Eisens gesättigten Aether ist nicht als wesentlich nothwendig anzusehen, sondern der Weingeist dienet nur als ein Mittel, um die ätherische Eisensolution mit

Was-

Wasser oder andern Flüßigkeiten mischbar zu machen. Er könnte daher auch wohl oftmals wegbleiben, wenn unvermischter martialischer Aether, nach Beschaffenheit der Umstände, der mit Weingeist versetzten Tinctur vorzuziehen seyn sollte.

Obgleich bisher eigentlich nur von der Naphtha vitrioli die Rede gewesen ist, so gilt das Gesagte doch von allen übrigen bekannten chemischen Naphthis; denn eine jede derselben ist fähig, das nach oftgedachter Art dazu vorbereitete Eisen in sich zu nehmen. So entsteht besonders mit einer wohlbereiteten Naphtha Aceti ein vorzüglich schönes und sich schon äußerlich, durch eigenen erquickenden Geruch und Geschmack, sehr empfehlendes Arzeneymittel. Sämtliche Tincturen, sie mögen mit einer oder der andern Naphtha bereitet seyn, haben eine klare goldgelbe Farbe, welche, wie schon oft erwähnt, in der Sonne verschwindet, im Schatten aber wiederkehrt. Jedoch habe ich bemerkt, daß wenn man die Tincturen länger als nur zur völligen Entfärbung nöthig ist, in der Sonne stehen lässet; oder deren Entfärbung nach wiedereingekehrter Goldfarbe einigemal wiederholt wird, sie alsdenn auch im Schatten länger, als sonst, entfärbt bleiben, die endlich wiederkehrende Goldfarbe auch schwächer wird.

Die Entfärbung in der Sonne, welche auch in den kältesten Wintertagen statt hat, fängt am Boden des Glases an, so daß man oft die obere Hälfte der Tinctur

noch

noch gelb sieht, wenn die untere Hälfte derselben bereits völlig weiß geworden ist.

Als ich einst zur Versetzung des eisenhaltigen Aethers einen durch Weinsteinsalz dephlegmirten Weingeist, oder den sogenannten Spiritum vini tartarisatum, anwendete, erhielt ich statt einer Goldgelben, eine hellrothe Tinctur. Diese rothe Farbe verschwand auch in der Sonne eben so bald, als die gelbe, und als ich hienächst das Glaß eine Zeitlang in Schatten gestellet, kam auch die erste rothe Farbe allmälig wieder zum Vorschein.

Endlich erinnere ich noch, daß auch füglich das zur Bereitung der ätherischen Eisensolution erforderliche Oleum martis, aus demjenigen Rückstand, welcher bey Verfertigung der eisenhaltigen Salmiakblumen, nach gehörig beendigter Sublimation in der Retorte verbleibt, gezogen werden kann. Man zerreibe solches Residuum, lege es in einer neuen und kleinern Retorte ein, und treibe es mit schicklichen Sublimirfeuer; so wird sich ebenfalls der größte Theil desselben als ein dunkelrothes Sublimat anlegen, welches gesammelt, zum Zerfließen hingestellt, und alsdenn mit einer beliebigen Naphtha extrahirt werden kann.

Die vorgeschriebene Sublimation des Eisensalzes, bevor es zum zerfließen hingestellt wird, könnte vielleicht unnöthig scheinen; indem sowol die zur völligen Trockene eingedickte Auflösung des Eisens in Salzsäure, als

der

der von der Sublimation des eisenhaltigen Salmiaks bleibende Rückstand, an der Luft zerfließet, ohne zuvor in die Höhe getrieben zu seyn. Allein mir scheint es doch, als ob durch solche vorhergehende Sublimation die Substanz des Eisens in einen feinern, und so zu sagen, mehr aufgeschlossenern Zustand versetzet würde, und halte ich sie also nicht für ganz überflüßig.

Wenn man aber democh den weitläuftigen Bestuscheffschen Prozeß nachzuarbeiten Lust hat, so mische man immerhin Schwefelkies oder Rosschwefel mit ätzenden Queckfilbersublimat. Allein wenn man, um aus dieser Mischung alle zum Zweck nicht dienende Bestandtheile hinwegzuschaffen, sich durch alle Rotationen endlich glücklich durchgearbeitet haben wird, so hat man zuletzt doch nichts weiter davon, als was man sich eben so gut, weit bequemer, vortheilhafter, und kürzer hätte verschaffen können. Das auf die eine oder die andere Art bereitete Oleum martis ist am Ende ein und dasselbe Ding, nemlich eine gesättigte und ins Enge gebrachte Auflösung dephlogistisirten Eisens in Salzsäure. In der Hauptsache aber, betreffend das Uebertragen des aufgelöseten Eisens in ein so feines Menstruum, als die chemischen Naphthä sind, und welches zugleich einen neuen Beitrag zu der in mehrern Erscheinungen schon anerkannten Analogie des Eisens mit dem Golde abgiebt, wird meiner Methode der Vorzug wahrscheinlich nicht entstehen.

Rüh-

Rühret die blaue Farbe, welche der Kobold dem Glase mittheilet, von diesem Metalle her, oder nur von einer demselben anhängenden Erde?

Von

J. C. E. Meyer,

Hofapothecker zu Stettin.

Herr Cronstedt und die mehresten der neuern Mineralogen nehmen den Kobold als ein eigenes Metall an, und legen demselben die Eigenschaft bei: daß er das Glas blau färbe. Keiner hat, so viel ich weiß, den verstorbenen Herrn Bergrath Lehmann öffentlich widerlegt, der die blaue Farbe nicht dem Koboldkönig selbst zuschreibt; sondern einer ihm beigemischten Erde, die sich durch öfteres Schmelzen mit Glasfritten gänzlich aus demselben scheiden lasse, auch in einigen Kobolderzen ganz reine ohne Spuren von Metall zu finden sei.

Er

Er schloß dieses daher, weil er aus dem schwarzen erdartigen Kobolde keine Spur Metall erhalten hatte, und weil er den Koboldkönig oder die auf den Hütten sogenannte Speise durch öfteres Schmelzen mit dem Glase dahin gebracht, daß sie diesem zuletzt gar keine blaue Farbe mehr mitgetheilet.

Mönch führt zwar im sechsten Theile des chemischen Journals in einem Briefe an den Herrn Bergrath Crell Versuche an, die in dieser Absicht angestellet zu seyn scheinen, aber nicht ausführlich genug erzählet sind.

Ich erinnere mich, daß Herr Bergrath Lehmann im Laboratorio der Königlichen Akademie zu Berlin, wie ich den mir unvergeßlichen Unterricht des Herrn Director Marggrafs genoß, diesem den erwähnten Versuch zeigte, und seine gereinigte Koboldspeise aufs neue mit Glasfritte schmolz, und das Glas hatte (wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt) eine oliven Farbe erhalten.

Längst war ich begierig diesen Versuch zu wiederholen und durch meinen Freund den Herrn Professor Selle dazu aufgemuntert stellete ich folgende Erfahrungen an.

1) Ich kalcimirte ein Stück mit Quarz durchsetztes lichtgraues Kobolderz aus Sachsen so lange, bis sich kein Arsenikgeruch mehr zeigte.

Von diesem caffeebraunen Kalke mischte ich eine halbe Unze mit ein und einer halben Unze des rohen

schwar-

schwarzen Flusses in einer Tute, und erhielt nach dreiviertelstündigem Schmelzen eine Drachme und sechszehn Gran Metall ohne Spur vom Wismuthe.

2) Diesen metallischen König bedeckte ich ohne ihn zu zerschlagen mit einer aus zwei Drachmen kalcinirten Boraxe und einer Drachme zerriebenen Kiesel bestehenden Mischung, und fand nach einem viertelstündigen Schmelzen im verklebten Tiegel das Glas sehr blas Graugrün gefärbt, und nur an einer Seite desselben eine sehr lichtblaue Wolke.

3) Abermals mit einer Drachme Borax, einer Drachme Kieselerde und zwanzig Gran Weinsteinsalz eine halbe Stunde geschmolzen, hatte das Glas eine stärkere Olivenfarbe erhalten, das Metall aber nichts merkliches verloren.

4) Mit einer Drachme Borax, einer Drachme Kiesel und zwanzig Gran Salpeter, erhielt ich ein sehr dunkelblaues Glas und hatte einen Verlust von einem Grane an Metall.

5) Achtzig Gran Borax und eine Drachme Kiesel gaben ein sehr blasblaues Glas; das Metall hatte nicht merklich am Gewichte abgenommen.

6) Abermals die vorige Mischung dreiviertel Stunden mit dem Metalle bei mäßigem Feuer geschmolzen, lieferte ein theils ungefärbtes, theils blasblau gestreiftes Glas.

7) Und mit blossen achtzig Granen kalcinirten Borax geschmolzen, hatte sich der Borax fast gänzlich in den Tiegel gezogen, ohne ihn zu färben; das wenige zurückgebliebene sahe ziemlich dunkelblau aus.

Bei diesen so veränderten Farben des Glases und dem wenigen Verluste des Metalles durfte ich nicht hoffen, den König durch vierundzwanzigmaliges Schmelzen von dem Blaufärbenden zu befreien, und ich suchte daher durch einen anderen Weg zu meinem Zwecke zu gelangen und die aufgeworfene Frage zu beantworten.

Ich zerrieb daher

8) vier Gran dieses Koboldkönigs, mischte ihn mit zwanzig Granen Borax, zehn Granen Kiesel und schmolz es eine halbe Stunde in einer ausgehölten Kohle im verklebten Tiegel.

Das Glas war ganz klar und ungefärbt; zeigte an einigen Orten nur Spuren einer blasblauen Farbe; und die Körnchen des Metalles sassen am Rande der kuglichten Oberfläche des Glases.

9) Zwanzig Gran feiner Smalte mit eben so viel am Gewichte kalcinirten Borax gemischt, und eine viertel Stunde vor dem Gebläse in einer Kohle geschmolzen, schien nicht Feuer genug erhalten zu haben. Das Glas war an den Seiten, wo es die Kohle berühret hatte, ungefärbt, denn es war auch mit kleinen metallischen Körnern besetzt, inwendig war es aber noch schwärzlichblau. Die Schwärze der Farbe

rühr-

rührte ohne Zweifel von etwas Kohlenstaube her, den es von den Seiten der Kohle angezogen.

10) Eine halbe Drachme eben dieser Smalte mischte ich mit ein, und einer halben Drachme kalcinirten Borax, und schmolz es im verdeckten Tiegel eine halbe Stunde. Einen Theil der Mischung setzte ich aber besonders in einer ausgehölten Kohle mit dem vorigen zugleich ein. Jenes gab ein sehr dunkelblaues in mäßigen Stückchen, wegen der dunklen Farbe, kaum durchsichtiges Glas. Dieses war völlig ohne Farbe, ganz klar und das Metall fast am Rande in kleinen Körnern.

11) Die Schlacke vom dritten Versuche setzte ich in der Kohle ein, und erhielt einige ganz kleine metallische Körnchen, das Glas war weis, nur etwas rauchig. Ein ander Stück dieser Schlacke auf eben die Art geschmolzen sahe doch etwas ins blaue fallend aus, auf der Kohle konnte ich aber vor dem Lothrörchen keine blaue Farbe durch langes Blasen darin hervorbringen.

12) Zwanzig Gran des mulmichten schwarzen die Finger färbenden Koboldes von der Aufrichtigkeit zu Saalfeld ward mit zwanzig Granen kalcinirten Borax in einer Kohle eine halbe Stunde vors Gebläse geschmolzen. Ich fand eine weisse milchfarbne ins grünlichte spielende Schlacke, die im Bruche spatar-

tig war und achtzehn Gran wog; unter denselben fanden sich viele metallische Körner.

13) Von diesen Körnern eines mit Borax vors Lothröhrchen geschmolzen, gab ein sehr schönes dunkelblaues Glas.

14) Von der weissen Schlacke von No. 12. ein reines Stückchen ausgesucht, woran kein Metall zu sehen war, und vor dem Lothröhrchen geschmolzen, ward braun ins violette spielend. Dieses befremdete mich, da ich aber etwas Borax zusetzte, floß es zu einem amethystfarbenen Glase, das sich völlig wie das mit Braunstein gefärbte verhielt, und ich sahe also, daß sich der Braunstein hiedurch vom Kobolde geschieden.

15) Derselbe schwarze Kobold gab mit Borax vor dem Lothröhrchen ein dunkelblaues ins violette spielendes Glas.

Aus diesen wenigen Versuchen glaube ich schliessen zu können.

1) Daß der schwarze mulmichte Kobold einen metallischen König giebt. Obgleich Herr Bergrath Lehmann seine Versuche nur blos von dem Kobolde von der Prinz Ernst Friedrich Fundgrube verstanden haben will, so zweifele ich doch nicht, daß auch dieser auf die erwähnte Art behandelt nicht einen König geben sollte. Wie ofte findet man es

nicht bei dem Probieren der Erzte auf Metalle, welche von den Salzen im Flusse leicht angegriffen werden, daß sie bei langen Schmelzen vom schwarzen Flusse zum Theil, oder wenn sie nicht viel Metall halten, ganz wieder verschlackt werden, so daß man entweder nicht den ganzen Metallgehalt oder auch keine Spur davon erhält.

Ausserdem sagt Herr Bergrath Lehmann auf der funfzehnten Seite des zweiten Theils seiner Cadmiologie, daß die Mischung seines Kobolds mit Weinstein und Salpeter nur zu einer schwammigten Masse geworden, die keinen König geben konnte.

2) Daß man zu genauen Versuchen am bequemsten die Erze mit blossem Boraxe in einer Kohle schmelze, wodurch man auch die geringsten Spuren vom Metall entdecken wird.

Hat man die Höhlung der Kohle gut vom Staube befreiet, so wird das Boraxglas durch nichts verunreiniget, da es nur so viel von der Kohle zerstöret, als das Metall zur Wiederherstellung gebrauchet, und man findet also auch die kleinsten Spuren des Metalles, wenn es auch nicht so viel ist, daß es sich unten in ein Korn zusammensetzen kann.

Macht man grössere Versuche mit einem Probiercentner, so muß man nur Sorge tragen, daß die Wände der Kohle stark genug bleiben, weil dabei mehr von der Kohle zerstöret wird.

Bei den Proben der Edelsteine auf Metall wäre dieses wohl der sicherste Weg.

3) Daß die blaue Farbe würklich vom Koboldkönig herrühre. Alles Glas, aus dem sich das Metall rein geschieden, war ganz weis und ungefärbt; es kann also keine besondere färbende Erde im Kobold seyn.

4) Daß sich der Braunstein vom Kobold im Fluß durch den Borax scheide, und daß sich daß Metall aus dem Braunsteine auf diese Art in der Kohle geschmolzen, wohl nicht herstellen lassen möchte, es müßte denn bei einem heftigern Feuer, als ich geben konnte, geschehen.

5) Daß die Verschiedenheit der Farbe des Koboldglases im verschlossenen Tiegel von verschiedenen Ursachen herrühre; theils von der Fritte selbst, je nachdem sie dem Metall mehr oder weniger Brennbare rauben kann; theils auch von der Stärke und Dauer des Feuers. Die olivenfarbne Schlacke des dritten Versuches möchte ich doch der Beimischung eines anderen Metalles zuschreiben, denn ich erhielt sie ebenfalls von einem anderen König, den ich von eben dem Erze ausgeschmolzen, das erstemal.

Sollte der Kobold, den Herr Bergrath Lehmann untersucht, und der die erwähnte Erscheinung gab, vielleicht mit andern Metallen verunreinigt gewesen seyn?

C. G. Sel-

C. G. Selle,
kritische Anmerkungen.

Franz Home, königl. engl. Leibarztes u. s. f. clinische Versuche, Krankengeschichten und Leichenöfnungen. Aus dem Englischen übersezt, Leipzig 1781. gr. 8. 532 Seiten ohne Vorrede und Register.

Der Verfasser ist schon längst als ein guter Arzt bekannt, und auch dies Buch zeugt von seinem praktischen Genie, obgleich zu wünschen wäre, daß er nicht so oft aus unzulänglichen Beobachtungen schließen möchte. Dem ungeachtet gehört diese Schrift unter die wenigen guten praktischen, und verdient alle Aufmerksamkeit. Ich werde das Merkwürdigste und das, wo sich meine Erfahrung mit derjenigen des Verfassers kreuzet oder begegnet, auszeichnen.

Von dem Gebrauche der Fieberrinde bei Wechselfiebern. Aus den Versuchen des Verfassers erhellet,

1) daß der Gebrauch der Fieberrinde zur Heilung der Wechselfieber am besten unmittelbar nach Endigung der Anfälle angefangen wird, dahingegen das Mittel nicht so heilsam und vielmehr nachtheilig ist, wenn man es kurz vor dem Anfalle giebt. 2) Hieraus schließt er, daß die Fieberrinde ihre heilsame Wirkung erst funfzehn bis sechzehn Stunden nach ihrem Gebrauch äußere, so daß, wenn sie zu kurz vor dem Anfalle gegeben wird, ihre Wirkung noch bis in den Anfall selbst fortdauert, und denn eben so nachtheilig ist, als wenn sie während dem Anfalle selbst gegeben worden wäre. — Es kommt hiebei wohl gar viel auf die Verdauungskraft und Reaktion des Körpers an. Uebrigens ist die Maxime allerdings richtig. Man muß die Zwischenzeiten nutzen und die Rinde nicht zu kurz vor dem Anfalle geben.

Von der Wirkung einiger Arzeneimittel in Nervenfiebern. Der Verfasser schließt aus vier Versuchen, daß die Fieberrinde da schade, wo das Athemholen sehr beschwerlich ist, und wo viel Durst ist, daß sie hingegen sehr gute Dienste leiste, wo symptomatische Schweiße sind, Zittern der Glieder ist und der Kranke wenig oder gar keinen Durst hat. — Die Sache hat ihre Richtigkeit und erklärt sich daraus sehr gut, daß in jenen Fällen ein krampfhafter Zustand vorhanden ist, der nur durch einen Auswurf der reizenden Materie gehoben werden kann, und den die Fieberrinde zurückzuhalten

im Stande ist, dahingegen im letztern Falle es mehr an Kräften zu fehlen scheint, die durch die Fieberrinde unterstützt werden.

Der Verfasser hat nach Anleitung des Hillary die Tinctur der spanischen Fliegen zu zwanzig Tropfen des Tages zweimal, in Weinmolken verdünnt bei Nervenfiebern gebraucht und hält sie für nüzlich. — Seine angeführten Fälle beweisen dies nicht, und sein theoretischer Grund, warum er sie für nüzlich hält, weil nemlich die Blasenpflaster in diesen Fiebern oft heilsam sind, dünkt mich falsch, denn ich glaube nicht, daß die Blasenpflaster deswegen nützen, weil die spanischen Fliegen eingesogen und ins Blut gebracht werden, sondern weil sie durch ihren Reiz auf der Haut innere Krämpfe heben, und zugleich einen Antrieb der Säfte nach der Haut verursachen. Innerlich können sie vielleicht ebenfalls zur Hebung der Krämpfe dienen, aber dies ist erstlich sehr ungewiß, und zweitens verfehlt man auch auf die Art den Endzweck, die Schärfe nach der Haut zu bringen, welches doch in diesen Fiebern der allgemein nüzliche Weg ist. Ich würde denn doch lieber den Gebrauch der Maywürmer vorziehen, da diese nicht selten starke Schweiße veranlassen.

Ueberhaupt scheint sich der Verfasser hier zu widersprechen. Er erzählt gleich nachher Versuche, aus denen er folgern zu können glaubt, daß die Blasenpflaster

in Nervenfiebern nicht nur unnütz, sondern auch oft schädlich seieu, weil, sezt er hinzu, bei diesen Fiebern mehr Erschlaffung als Krampf ist. — Nicht zu gedenken, daß eine häufige Erfahrung den Nutzen der Blasenpflaster in Nervenfiebern beweiset, so ist auch die Voraussetzung des Verfassers falsch, daß in Nervenfiebern mehr Erschlaffung als Krampf sei. Gewiß ist letzterer, wo nicht immer, doch in den meisten Fällen vorhanden. Und gesetzt, er fehle und es sei Erschlaffung da, so sehe ich auch hier nicht, warum in diesem Falle die Blasenpflaster nachtheilig seyn sollten, da sie vielmehr die Wirksamkeit der Natur zur Hervorbringung der Krise zu vermehren scheinen. Auch gesteht der Verfasser, daß sie, auf die Schläfen gelegt, sehr nüzlich zur Hebung des Kopfschmerzes sind, und in so fern allerdings die ganze Krankheit erleichtern, weil dadurch eine Ursache der Schlaflosigkeit gehoben wird, die bei diesen Fiebern das gefährlichste Symptom ist.

Wo der Schlaf fehlt und die Haut trocken ist, hat der Verfasser die Bähungen der Füße dienlich gefunden. — Ein Mittel, das allerdings nüzlich seyn mag, aber im zweiten Zeitraume der Krankheit, (und selten wird der Arzt früher gerufen) nicht ohne viele Beschwerden angewandt werden kann.

Den Kampher hält der Verfasser wiederum aus dem Grunde für unschicklich, weil er zu den beruhigenden

Mit-

Mitteln gehört, die hier, wo er glaubt, daß mehr Erschlaffung als Krampf vorhanden sei, nicht statt finden. — Ich möchte kein Nervenfieber ohne Kampher behandeln.

Den Brechweinstein in verdünnter Form anhaltend gebraucht, hat der Verfasser in Nervenfiebern schädlich gefunden. — So wie ihn der Verfasser gebraucht hat, glaube ich das sehr gern. Jede unzeitige Ausleerung schadet in diesen Fiebern, wo alle Kunst des Arztes auf Erhaltung der Kräfte und Beförderung der Krise abzwecken muß. Und da die letztere bei diesen Fiebern fast immer durch die Haut geschieht, der Brechweinstein aber, auf diese Art gebraucht, gar leicht purgiert, so kann und muß er freilich nachtheilig sein. Es giebt aber Zeiten und Umstände, in welchen er allerdings mit vielem Nutzen anzuwenden ist. Wenn nemlich zugleich eine katharrhalische Stockung in den Lungen vorhanden, der Kopf sehr eingenommen, ein hoher Grad von Unempfindlichkeit da, und das Fieber schon über seine Höhe hinweg ist, pflege ich ihn, (oder vielmehr Rulands Brechwein) gern mit den schweißtreibenden Mitteln zu verbinden, und habe oft guten Nutzen davon gesehen.

Den Mohnsaft hat der Verfasser in diesen Fiebern mit Nutzen gegeben. — Ich halte dieses Mittel allerdings für rathsam, um symptomatische Ausleerungen zu hindern, den Krampf und die in diesen Fiebern so gewöhn-

wöhnliche Schlaflosigkeit zu heben, aber ich gestehe, daß ich mich noch nie unterstanden habe, ihn für sich zu geben, da diese Fieber so oft tödtlich sind, und dann der Gebrauch des Mohnsafts so leicht zu Vorwürfen Anlaß geben kann. Aus dieser Ursache bediene ich mich oft des Theriacks, der doch etwas Mohnsaft enthält.

Die Petasitis hat der Verfasser unwürksam befunden, welches ich sehr gern glaube.

Vom Kindbetterinnenfieber. Es fing mit einem gallichten Erbrechen an, das sich meistentheils in einen symptomatischen Durchfall endigte, und mit Schmerzen im Unterleibe und in den Schenkeln, die sich zuweilen verlohren, so daß der Verfasser selbst, sie von einer nicht beständig fortdauernden Ursache herleitet. Den dritten oder vierten Tag der Krankheit schwoll der Unterleib auf, und dies war wenn er mit dem Durchfalle nicht fiel, tödtlich. Es entstand keine Absonderung der Milch in den Brüsten. Bei einigen flossen die Lochia, bei andern nicht. Die Gebärmutter war nicht entzündet. Der linke Eyerstock war bei einer Person verhärtet und mit einer solchen weißen Haut bedeckt, als man zuweilen auf der Oberfläche der Lungen oder anderer Eingeweide bemerkt. Die Bauchhöhle enthielt einige Pfund einer milchartigen Feuchtigkeit, die dicker als Blutwasser war, und in welcher etwas geronnenes Blut und geronnene käsichte Materie oder coagulable Lymphe befindlich war. Bei einer wurde gar keine Feuchtigkeit gefun-

gefunden. Bei andern war sie fast eiterartig und bei noch andern einer Jauche ähnlich. Die Gedärme, besonders die kleinen auf der linken Seite waren etwas entzündet.

Diese Erscheinungen stimmen gerade mit denen überein, die ich in diesen Fiebern bemerkt habe. Aber der Verfasser schließt daraus nicht so, wie ich, auf die Natur der Ursache. Er zeigt zwar aus sehr guten Gründen, daß weder Verstopfung der Kindbetterinnenreinigung, noch Entzündung der Gebärmutter, noch Entzündung der Gedärme und des Netzes die Ursache sei. Aber er will eben so wenig eine Milchversetzung, als die Ursache der Krankheit ansehen, die doch, meines Erachtens, mit der höchsten Wahrscheinlichkeit dafür zu halten ist. Seine Gründe sind folgende:

1) Das Milchfieber entsteht am dritten oder vierten Tage nach der Entbindung. Das Kindbetterinnenfieber vom zweiten bis zum zwölften Tage. — Ich antworte hierauf, die Milchversetzung kann geschehen und geschieht würklich, wenn auch schon die Absonderung der Milch in den Brüsten geschehen ist.

2) Wenn die Milchversetzung die Ursache der Krankheit wäre, so würden die Zufälle gelinder seyn. — Daß eine Versetzung der Milch nach den Gedärmen und den innern Geburtstheilen nicht nur einen Grad von Entzündung verursache, sondern auch, wenn sie in

die

die Höle des Unterleibes fließt, äusserst gefährlich seyn und werden müße, sieht man a priori ein, und wird durch die Erfahrung bestätigt.

3) Es würde auch dieses Fieber oft mit einer Vollblütigkeit verknüpft seyn, welches aber nur selten geschieht. — Davon sehe ich keinen Grund. Uebrigens thun die Aderlässe allerdings sehr gute Dienste.

4) Es würden selbst säugende Frauenspersonen dieses Fieber bekommen. — Da die Versetzung hauptsächlich nach den innern Geburtstheilen geschieht, so erfolgt diese denn nicht mehr so leicht, wenn lange nach der Entbindung der Antrieb der Säfte nach diesen Theilen schon wieder aufgehört hat und abgelenkt worden ist. Unmittelbar nach der Niederkunft stehen die innern Geburtstheile und die Brüste noch zu genau in Verbindung.

5) Viele Wöchnerinnen, die wenig oder gar keine Milch hatten, haben dieses Fieber nicht bekommen, und viele, bei denen die Milch in grosser Menge zugegen war, wurden im Gegentheil davon befallen. — Die Milchversetzung entsteht nicht nur von den Brüsten aus, sondern es trift auch oft zu, daß dieselbe Lymphe, welche von der Natur nach den Brüsten sollte getrieben werden, auf die Eingeweide des Unterleibes fällt. Im letztern Falle sollte man freilich nicht eigentlich Milchversetzung, sondern Lymphversetzung

setzung sagen. Aber das ändert in der Hauptsache nichts, die immer darauf hinausläuft, daß die Eingeweide des Unterleibes mit einem Ueberflusse lymphatischer Feuchtigkeit angefüllt werden, die sehr leicht in den Unterleib austritt und gefährlich wird.

Ich habe dieses schon in meinem Handbuche der medicinischen Praxis angemerkt, und die näheren Belege davon oben mitgetheilt.

Daß übrigens das Fieber mehrentheils zugleich gallichter Art sei und nur epidemisch vorkomme, stimmt auch mit meinen Erfahrungen überein.

Versuche mit einigen Mitteln bei der Lungensucht. Die Vitriolsäure hat der Verfasser nicht nützlich gefunden, weil sie leicht Durchfall zuwege bringt. Nach meiner Erfahrung hemmt sie auch zu leicht und zu geschwinde den Auswurf. Dies gilt auch von der Fieberrinde, und noch mehr vom Alaun. Wo es auf Verbesserung des Eiters ankömmt, scheint die fixe Luft dienlicher zu seyn, die ich nicht so, wie der Verfasser einathmen, sondern nach Hulmischer Art nehmen lasse, nemlich so, daß sie sich durch Verbindung eines Laugensalzes oder einer alkalischen Erde mit der Vitriolsäure im Magen entwickelt.

Die schwarze Krankheit leitet der Verfasser nicht von schwarzer Galle, sondern von würklichem Blute her, und zählt sie daher auch zu den Blutflüssen. —

Die

Die Erfahrungen anderer Aerzte, zusammengenommen mit den sehr guten Gründen des Verfassers lassen vermuthen, daß beide Fälle statt finden.

Die sibirische Schneerose erregt nach den Versuchen des Verfassers Kopfschmerzen, Schwindel, Eckel, treibt den Urin, und da, wo keine Entzündung ist, den Schweiß, macht zugleich den Puls langsamer und befördert den Schlaf, lindert übrigens keineswegs die Schmerzen eines hitzigen Rheumatismus.

Versuche mit krampfstillenden Mitteln. Da hier die Fälle nicht bestimmt gegeben werden können, weil die Naturen dieser Krankheiten so sehr verschieden sind, so sind auch Erfahrungen dieser Art unbestimmt, und nicht anwendbar genug. Wo man nach Anzeigen erfährt, verhält sich die Sache freilich anders, denn nennt man aber die Mittel auch nicht mehr Specifica. So hat der Verfasser heftige idiopathische Schlucken durch Aderlassen geheilt, aber dieses wurde auch durch den Mangel der monatlichen Reinigung und durch Zeichen der Vollblütigkeit indicirt. Wo hingegen alle Anzeigen fehlen, oder doch, wenn deren da sind, ihre Befriedigung unwürksam ist, da fängt erst das Gebiet der specifischen Mittel an. Da aber auch hier diese Mittel in einer und eben derselben Art von Krankheit so verschieden würken, so sieht man, daß spasmodische Krankheiten einer

Art, die darin übereinkommen, daß sie mit keinen incantibus verknüpft sind, deswegen doch immer noch ihrer Natur nach sehr von einander verschieden seyn können, und da diese Verschiedenheit nicht bestimmt werden kann, so wissen wir natürlich auch niemals anzugeben, in welchen Fällen dies oder jenes spezifische Mittel mit Grunde anzuwenden sei oder nicht. Der Arzt tappt hier leider ganz im Finstern und nur ein glücklicher Zufall kann ihn leiten. So hat der Verfasser nach seinen Versuchen die Blasenpflaster ohne Nutzen bei krampfhaften Zufällen angewandt, wo sie doch, nach so häufigen Erfahrungen, gewiß oft die besten Dienste leisten, z. B. beim Magenkrampf, beim Schlucken u. s. f. Aus diesen Gründen halte ich diesen ganzen Abschnitt des Buchs für den unbedeutendsten. Inzwischen will ich etwas davon auszeichnen.

Vom Baldrian muß ich so, wie der Verfasser sagen, daß er mir in chronischen Krankheiten noch keine erheblichen Dienste geleistet habe.

Der Biesam kann zwar sicher in Fiebern gebraucht werden, weil er, nach des Verfassers Versuchen, weder den Puls geschwinder macht, noch die Hitze des Körpers vermehrt. — Aber daß er die Hitze, wenigstens der Empfindung des Kranken nach, vermehre, weiß ich aus Erfahrung, übrigens habe ich, eben so wenig als der Verfasser sichtbare Vortheile von ihm erhalten.

Den Kampher empfiehlt der Verfasser bei solchen krampfartigen Krankheiten, die entzündungsartig sind, weil er den Puls langsamer macht, und, wiederum nach den Versuchen des Verfassers, die Hitze vermindert, welchem letzteren ich wiederum widersprechen muß, wie es denn überhaupt scheint, als ob der Verfasser die thierische Wärme blos nach dem Thermometer schätze, und niemals Rücksicht auf die Empfindung des Kranken nehme.

Die Pöonie, die Eichenmistel, die Pomeranzen-Blätter und der Kupfersalmiack leisteten nichts gegen die Epilepsie. — Auch mir haben sie nichts gethan, aber das beweißt ihre gänzliche Unwirksamkeit nicht. Es kann gar wohl Fälle geben, wo sie die besten Dienste thun, und ich wiederhole es daher, verneinende Erfahrungen von der Würkungsart spezifischer Mittel in Krankheiten gleiches Namens und doch verschiedener Natur beweisen nichts, weil man vielleicht in allen Versuchen doch nicht auf den Fall kömmt, wo das Mittel allerdings würksam ist.

Zur *Cardamine pratensis* hat der Verfasser so wenig als ich Zutrauen.

Mehr scheinen die Zinkblumen zu leisten.

Das Einreiben des Queckſilbers hat sich bei krampfhaften Verschliessungen der Kinnlade nützlich erwiesen, so auch bei einem krampfhaften Schmerz in der

Spei-

Speiseröhre, doch nur dann, wenn es einen Speichelfluß verursachte.

Der Verfasser glaubt noch mit einigen Aerzten, daß das hysterische Uebel nie bei Mannspersonen vorkomme, sondern seinen Grund immer in einer kranken Gebärmutter habe. Mich dünkt, daß es hier gar sehr auf den Begriff des hysterischen Uebels ankomme. Es ist gewiß, daß Verhärtungen der Mutter sehr viele krampfhafte Bewegungen veranlassen, aber, ob mir gleich leider! sehr viele solcher Fälle vorgekommen sind, so habe ich doch noch keinen gesehen, wo sich diese Krämpfe als wahres hysterisches Uebel verhalten hätten. Wo eine so grobe und in die Sinne fallende Ursache, als ein Scyrrhus der Mutter die Krämpfe veranlaßt, da kann ich mich unmöglich entschliessen, das Uebel hysterisch zu nennen, wenn man sonst einen bestimmten Begrif mit diesem Worte verknüpfen will. Der Verschiedenheit der Erscheinungen und der Kurart nicht zu gedenken.

Der Verfasser drückt sich auch manchmal sehr unbestimmt aus. So sagt er: die fallende Sucht entsteht entweder von einer reizenden Ursache oder von einer grossen Reizbarkeit der Nerven. Ich denke, selbst im letzteren Falle, muß immer eine reizende Ursache zugleich vorhanden seyn, und ich würde daher lieber sagen: die Nervenkrankheiten entstehen entweder bei einem starken Nervensystem von groben reizenden Ursa-

chen, oder bei schwachen und reizbaren Nerven von kleinen und geringfügigen Ursachen.

Auch gefällt mir die Eintheilung nicht, die der Verfasser von den krampfstillenden Mitteln in reizende und beruhigende macht. Die meisten eigentlich und mit Recht so zu nennenden krampfstillenden Mittel würken dadurch, daß sie erstlich einen Reiz machen und dann eine Erschlaffung und Schwäche zurücklassen. Nach dem Begriffe des Verfassers könnte man auch die Anthelmintica zu den krampfstillenden Mitteln rechnen, weil sie durch Wegräumung des Reizes die dadurch verursachten Krämpfe heben können.

Bei Lähmungen, rheumatischen Ursprungs, hat sich das Aderlassen sehr heilsam erwiesen. Dagegen leistete die Arnica nichts.

Das Terpentinöl, mit Honig vermischt, hat der Verfasser beim Hüftweh sehr dienlich gefunden. Ich habe es fünf bis sechs Kranken gegeben, die ein chronisches Gliederreissen, mit Hüftweh verbunden, hatten, aber nur bei einer Frauensperson gute Würkung davon gesehen. Uebrigens hält der Verfasser das Hüftweh nicht für rheumatisch, und es scheint, als ob der Verfasser überhaupt nur das hitzige Gliederreissen Rheumatismus nennen will. Er glaubt mit Cotunni, daß der Sitz des Hüftwehs in dem Nerven sei, weil der Schmerz dem Lauf des Hüftnerven folgt, und das kranke Glied oft gelähmt wird, hält aber, und wie es

scheint

scheint mit Recht, die Meinung des Cotunni, daß sich in dieser Krankheit eine wässerichte Feuchtigkeit zwischen der Substanz des Nerven und den Häuten desselben ansammle, für eine unerwiesene Hypothese, weil Cotunni nur eine einzige unvollständige Leichenöfnung anführt, weil sich diese Krankheit dann öfterer bei Wassersuchten ereignen würde, weil das Hüftweh oft aus einem Fuß in den andern zieht, und weil die Heilung bei manchen sehr geschwinde erfolgt.

Das Lendenweh hält der Verfasser ebenfalls nicht für einen Rheumatismus des Psoas und quadrati lumborum, noch weniger, daß es in den Nieren und Harngängen seinen Sitz habe, sondern ebenfalls für einen Fehler der Lendennerven, weil das Lendenweh so oft mit dem Hüftweh verbunden ist, weil der Schmerz dabei sich durch den Schenkel nach den Zehen zieht, und weil endlich die Blase, der Mastdarm und die Beine oft dabei gelähmt werden, welche Theile alle ihre Nerven von den Lendennerven erhalten. Innere Mittel haben ihm in dieser Krankheit nicht so viel Dienste gethan, als eine Salbe aus einer Unze schwarzer Seife, einer halben Unze Ungt. nervin., zwei Quentchen römischen Kümmels, funfzehn Granen Hirschhornsalz und einem Skrupel Kampher in zwei Quentchen Terpenthinöl aufgelöset.

Jetzt folgt eine sehr gute Beschreibung einer Ischuria renalis, wo alle Absonderung des Urins gehemmt

war, und man nach dem Tode fast in allen Hölen des Körpers Wasser antraf. Uebrigens fand man keine mechanische Ursache der verhinderten Absonderung in den Nieren, sondern der Verfasser hält eine Anomalie der Gicht für dem Grund der Krankheit. Wenn dem Kranken zur Ader gelassen wurde, war das Blut immer inflammatorisch. Solte dies nicht vermuthen lassen, daß sich die Kruste dann zeige, wenn es an Serum mangelt, und daß bei inflammatorischen Krankheiten vielleicht die Absonderung der lymphatischen Feuchtigkeit nicht gehörig von statten gehe?

Von einer *Ischuria vesicali*, wo der Kranke die natürliche Menge Urins wegließ, und doch an der Anhäufung des Urins und der wiedernatürlichen Ausdehnung der Blase starb. Und da man zugleich die Geschwulst der Blase nur an der linken Seite fühlen konnte, so suchte man den Sitz der Krankheit auch gar nicht in der Blase, sondern hielt es für eine Bauchwassersucht. Da bei dieser Krankheit der Urin abging und das Urinlassen nur selten Beschwerden verursachte, so darf, wie der Verfasser erinnert, die Krankheit auch nicht Ischuria, sondern Dysuria vesicalis genannt werden. Die Ursache der Krankheit war ein Scyrrhus der Blase.

Daß gestopfte Tripper zuweilen Geschwülste und Verhärtungen der Saamenbläschen nach sich ziehen, die denn leicht Ischurien veranlassen, habe auch ich aus Erfah-

fahrung. Ich habe noch jetzt einen Kranken, der nach Erektionen und fehlgeschlagenen Ejakulationen allemal die heftigste und gefährlichste Ischurie bekömmt.

Die Harnruhr definirt der Verfasser durch eine Krankheit, bei welcher die Menge des abgehenden Urins wiedernatürlich vermehrt ist und derselbe einen süßlichten Geschmack hat. Hiebei ist noch ein beständiger Durst vorhanden und die Haut trocken und gemeiniglich schuppicht. Der ganze Aufsatz von dieser Krankheit ist höchst lesenswerth.

Versuche mit einigen Mitteln in der Wassersucht. Den Weinsteinrahm, in vielem Wasser aufgelöset, hat der Verfasser sehr nützlich gefunden. Auch ich unterschreibe das Lob dieses so einfachen und gelindwürkenden Mittels.

Von der Squille behauptet der Verfasser, daß sie denn am besten würke, wenn sie Brechen mache. Nach meinen Erfahrungen über dieses Mittel sage ich so: Sehr viele Wassersuchten werden durch Brechmittel geheilt. Bedient man sich hiezu der Squille, so erreicht man seinen Endzweck in diesen Fällen so gut, wie durch ein anderes Brechmittel. Wo man aber keinen Grund hat, so zu verfahren, wo die Krankheit ihren Grund nicht sowohl in einem circa praecordia vorhandenem Reize, sondern vielmehr in einer allgemeinen Erschlaffung des Lymphatischen Systems hat, wo zugleich große

Fehler in den Eingeweiden des Unterleibes sind, wo es gewagt seyn würde Brechmittel zu geben, und wo man daher zu blossen auflösenden und urintreibenden Mitteln schreiten muß, da ist es allerdings ein übles Zeichen, wenn die Squille in kleinen Gaben Brechen erregt.

Bei der Anasarca haben dem Verfasser die Fontanellen sehr gute Dienste geleistet. — Wo die Erschlaffung groß ist, und die Säfte sehr scharf sind, möchte ich dies nicht wagen. Unter günstigern Umständen kommt man auch gemeiniglich mit innern Mitteln aus.

Versuche mit bluttreibenden Mitteln bei verstopfter monatlicher Reinigung. Die Zusammendrückung der Schenkelschlagader durch das Tourniquet lobt der Verfasser eben nicht. Ich fürchte mich wegen der Kongestionen des Blutes nach oben dafür.

Bei Vollblütigen ist die Aderlaß ein sehr gutes Mittel.

Den Sadebaum hält er für sehr würksam. Ich habe in wenigstens zwanzig Fällen nichts damit ausrichten können.

Vorzügliches Lob ertheilt der Verfasser der Färberröthe, die mir aber ebenfalls bei fünf bis sechs Kranken nichts geleistet hat. Ein würksames und unschädliches Pellens der monatlichen Reinigung, in hartnäckigen Fällen, bleibt immer noch eine Aufgabe in der Kunst.

Die

Die Lepra græcorum sieht der Verfasser mit Recht für einen herpetischen Ausschlag an. Die Tinct. cantharid. und die Vipern verbesserten zwar den Ausschlag, hoben ihn aber nicht. Die von Lyson empfohlne innere Rinde des Ulmenbaums und die Sassaparille thaten gar nichts.

Desto würksamer war das versüßte Queckſilber mit dem Spiesglasschwefel, Abends und Morgens von jedem vier Gran.

Die Vitriolsäure that nichts. — Der Verfasser hat sie zwar nicht lange genug gebraucht, um ihre Unwürksamkeit daraus folgern zu können. Aber ich weiß auch aus eigener Erfahrung, daß sie bei trockenen herpetischen Ausschlägen nichts thut.

Der Verfasser hält dafür, daß eine ödematöse Geschwulst der beiden Nasenflügel, der obern Lippe und oft auch der daranstossenden Theile der Backen, gewisse und unfehlbare Zeichen von Würmern seien. Ich habe inzwischen diese Erscheinungen oft bei skrophulösen Kindern gefunden, wo sich nichts von Würmern zeigte.

Die Spigelia marilandica lobt der Verfasser sehr, weil sie die Würmer abtreibt, und Erwachsenen täglich viermal zu einem halben Quentchen gegeben werden kann, ohne daß üble Zufälle darauf erfolgen.

Von der auflösenden Kraft der Seidelbaſtrinde hat der Verfaſſer ſehr gute Erfahrungen.

Das Verbaſcum Thapſus Linn. hat der Verfaſſer zur Verminderung und Hebung langwieriger Durchfälle nüzlich gefunden.

Die troknen Schröpfköpfe auf die Brüſte bei Blutflüſſen der Mutter lobt der Verfaſſer ſehr.

Bei dem Blaſenſteine leiſteten die Bärentraube und die kauſtiſche Lauge nichts, das mit fixer Luft imprägnirte Waſſer wenig. Mir hat die fixe Luft, nach Hulmiſcher Vorſchrift gegeben, viel nüzliche Dienſte geleiſtet, wovon ich künftig Fälle in dieſen Blättern vorlegen werde.

Herrn

Herrn Peter Joseph Macquers, u. s. f. Chymisches Wörterbuch oder allgemeine Begriffe der Chymie nach alphabetischer Ordnung, aus dem Französischen nach der zweiten Ausgabe übersetzt, und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von D. Johann Gottfried Leonhardi. gr. 8. Leipzig 1781. Erster Theil von A bis Erh. 715 S. ohne Vorreden und einer vorläufigen Abhandlung über den Ursprung und den Fortgang der Chymie.

Die Franzosen haben seit einiger Zeit mächtige Fortschritte in der Chymie gethan. Sie haben diese Wissenschaft nicht nur selbst mit neuen Erfindungen bereichert, sondern auch die Data, welche ihnen die Deutschen und Engländer geliefert haben, dadurch fruchtbarer und anwendbarer gemacht, daß sie diese in ein helleres Licht gesezt und genauer bestimmt haben. Gegenwärtiges Buch enthält trefliche Beweise davon. Es ist als ein Repertorium der ganzen französischen Chymie anzusehen, und durch den sehr geschickten Uebersetzer dadurch vervollständigt, daß er die glücklichen Bemühungen der neuern Deutschen und Schweden, die Macquer noch nicht kann-

te,

le, hinzugefügt hat. Das ganze Buch kritisch durch zu gehen, wäre zu weitläuftig und würde mehr als einen Mann erfordern. Es sei mir erlaubt, nur über einige Artikel meine Meinung zu sagen.

Aether, mit Salzsäure bereiteter. Herr M. giebt hier die Methode des Courtenvaux und in der Note sein englischer Uebersetzer diejenige des Herru de Bormes an. Ersterer verfertigt ihn mit einer konzentrirten Auflösung des Zinns. Wenn der Aether zum innerlichen Gebrauche bestimmt ist, so würde ich den mit der Zinksolution bereiteten vorziehen, aus einem Grunde, den ich aus einer anderweitigen Erfahrung des Hrn. M. selbst hernehme. Er hat nemlich gefunden, daß, wenn mau das Zinn aus dem Libavischen Spiritus fället und wieder reduzirt, es sodann nicht mehr im Bruche knistere, und daß, wenn man diesem reduzirten Zinne wiederum etwas Arsenik zusezt, das Zinn seinen knisternden Bruch wieder erhalte. Er schließt daraus, und wie ich denke, mit Recht, daß die knisternde Eigenschaft des Zinnes von einer Beimischung des Arsenicks herrühre. Ich folgere nun weiter, daß der im Zinn enthaltene Arsenick höchst wahrscheinlich in dem Salzgeiste und in den Fällungsmitteln zurückbleibe, und daß daher auch der mit dem Libavischen Spiritus bereitete Aether ebenfalls mit arsenikalischen Theilen verunreinigt seyn müsse.

Aezbarkeit. Lemery und die Chymisten seiner Zeit glaubten, daß die Kaustizität, besonders diejenige des

ge-

gebrannten Kalchs den eingedrungenen Feuertheilchen zuzuschreiben sei. Diese Meinung verlor sich nach und nach wieder, bis der verst. Meyer in Osnabrück durch seine fette Säure diese Lehre zum Theil wieder in Aufnahme brachte. Durch die Blackschen Versuche schienen die Feuertheilchen wieder aufgehoben zu werden, bis man sie ganz neuerdings wieder in ihre alten Rechte einzusetzen gesucht hat. Herr Macquer ist dieser Meinung nicht, aus folgenden Gründen; er sagt: 1) Wenn die Feuermaterie Ursache der Kaustizität wäre, so müsten auch kaustische Körper mehr Wärme am Thermometer zeigen, als andere. — Der Einwurf hebt sich gleich, wenn man bedenkt, daß die Feuermaterie ihre Wärme nicht eher äussert, als bis sie entbunden und in Bewegung gesetzt ist. Und so kann man zwar sagen, daß die Feuermaterie in kaustischen Körpern, an und für sich zwar nicht thätiger als in andern, nicht aber, wie M. sagt, daß sie nicht häufiger und reiner darin seyn könne. Zu dem wird auch niemand die Feuermaterie und die kaustische Materie für identisch halten. Man behauptet blos, daß die Feuermaterie in Verbindung mit gewissen andern Körpern, und also nur unter gewissen Umständen die Kaustizität hervorbringe. 2) Wenn die Feuermaterie die Ursache der Kaustizität wäre, so müsten die Körper am ätzendsten seyn, die viel Brennbares enthalten, und doch sind die Fette, die Oehle, die Kohlen gerade die mildesten. —

Ich

Ich antworte wiederum, die Feuermaterie ist hier gebunden, und äussert ihre Kaustizität deswegen auch nicht eher, als bis sie entweder in die erforderliche Verbindung oder Bewegung gesetzt oder durch die Verbrennung frei gemacht wird. 3) Den sehr guten Beweiß, daß sich bei Verbindung der Säuren mit ätzenden Salzen und Erden Wärme, mit nicht ätzenden hingegen keine Wärme äussere, sucht M. dadurch zu entkräften, daß er die Wärme bloß von der Bewegung der Theile herleitet, die deswegen bei der Verbindung der Säuren mit nicht ätzenden Körpern fehlt, weil die durch das Brausen verursachte Evaporation eine Kälte hervorbringt. — Aber brauset der Kalch nicht mit Wasser, geschieht wenigstens nicht eine starke Evaporation und entsteht dem ungeachtet nicht Hitze? 4) Da Herr M. Aetzbarkeit und Geschmack für nur dem Grade nach verschieden hält, so glaubt er aus der Empfindung von Wärme und Kälte einen wichtigen Einwurf gegen die Feuermaterie hernehmen zu können. Er sagt: ich will zugeben, daß der Geschmack vom warmen Wasser von der Gegenwart der Feuermaterie abhänge, aber woher rührt der Geschmack vom kalten? Die von den meisten Naturforschern angegebene Erklärung, daß alle Empfindung von Wärme und Kälte von dem wechselseitigen Uebergange der Feuermaterie aus dem empfindenden Körper und aus dem gegenwürkenden entstehe, will Herr M. nicht gelten lassen, und

erklärt

erklärt sie für abgeschmackt, ohne irgend einen Grund anzugeben.

Herrn M. Meinung ist, daß die Aezbarkeit von der Auflösungskraft abhänge. Aber nun frägt es sich ja doch immer, haben alle Körper eine solche Kraft? Besitzt nicht die Feuermaterie die grösseste Auflösungskraft? Und hat man nicht folglich viel Grund, diese für die Ursache der Aezbarkeit zu halten, denn nemlich, wenn sie frei ist, und aus einem Körper in den andern dringen kann? Mich dünkt die Erklärung immer die wahrscheinlichste. Nur muß man den Begrif von Kaustizität nicht zu weit ausdehnen. Denn ich glaube mit M., daß Kaustizität eine Modification der Auflösungskraft sei, und diese letztere möchte ich freilich nicht allein und ausschliessend der Feuermaterie zuschreiben. Ich würde daher Geschmack und Aezbarkeit nicht unter einen Begrif zwingen, sondern so sagen: Auflösungskraft, Kaustizität und Geschmack entstehen wahrscheinlich von der allgemeinen Bewegungskraft der Materie; je grösser diese und folglich das Bestreben, sich mit andern Körpern zu vereinigen, ist, je mehr sind die Körper auflösend, kaustisch und schmeckend. Damit aber diese drei Begriffe ihre gehörige Bestimmung erhalten, muß man nur diejenigen Körper kaustisch nennen, die ihre auflösende Kraft dadurch erhalten haben, daß sie der Würkung des Feuers ausgesetzt gewesen sind. Dies ist auch dem allgemeinen Sprachgebrauche gemäß und

es bleibt dabei noch immer die Frage, ob die durch die Würkung des Feuers entstandene Kaustizität daher entstanden sei, daß sich dem nun kaustischen Körper Feuertheile beigemischt haben, oder ob nur daher, daß das Feuer blos eine Veränderung oder Verminderung der Bestandtheile des gebrannten Körpers bewürkt habe. Eine Menge Erscheinungen begünstigen die erstere Meinung und noch kürzlich hat Herr Girtanner im ersten Stück des zweiten Jahrganges des Göttingischen Magazins der Wissenschaften und Litteratur sie sogar durch Bestimmung der Bestandtheile des gebrannten Kelchs zu beweisen gesucht. Aber diese Versuche scheinen mir doch nicht genugthuend zu seyn. So schließt Herr Girtanner daraus, daß wenn man 240 Gran Kalchstein in vier Unzen Salpetersäure auflöset, und diese Auflösung $104\frac{1}{2}$ Gran am Gewichte verliert, daß 240 Gran Kalchstein $104\frac{1}{2}$ Gran fixe Luft enthalten.

Aber diese Berechnung kann nach den eigenen Grundsätzen des Verfassers nicht richtig seyn. Er behauptet nemlich, und dies hat allerdings viel Wahrscheinlichkeit, daß die fixe Luft gar nicht als fixe Luft im rohen Kalche stecke, sondern als reine dephlogistizirte Luft, die erst durch die Verbindung mit brennbaren Theilen zu fixer Luft wird.

Wenn dieses ist und man eben nicht Ursache zu glauben hat, daß die Luft ihre Umkehrung zu fixer

Luft

Luft brennbaren Theilen des Kalchs zu danken habe, so bleibt nichts übrig, als zu glauben, daß die Salpeterſäure die brennbaren Theile dazu hergegeben habe, und folglich der Abgang nicht blos dem Kalche, ſondern auch zugleich dem Auflöſungsmittel anzurechnen ſei. Nun hat H. Girtanner gefunden, daß 240 Gran Kalchſtein aus

121 Gran reiner Kalcherde
104½ Gran fixer Luft
12 Gran Waſſer und
2½ Gran fremder Theile

240

beſtehen, 240 Gran roher Kalchſtein hingegen nach dem Brennen 137 Gran wiegt, da er doch als reine Kalcherde nur 121 Gran wiegen ſollte. Und dieſen Ueberſchuß hält er für eingemiſchte Feuertheile. Wie wenn nun die brennbaren Theile, welche die Salpeterſäure in dem angeführten Verſuche hergegeben hat, gerade ſo viel betragen, als dieſer Ueberſchuß ausmacht? Wenigſtens iſt das gar ſehr möglich und folglich der ganze Beweiß ſchwankend. Inzwiſchen betragen die aus der Salpeterſäure zugetretenen brennbaren Theile vielleicht nur acht und ſo blieben denn doch noch acht für die Feuermaterie übrig, und da die Luft immer das Zerſetzungsmittel des Phlogiſtons iſt, ſo bleibt es immer wahrſcheinlich, daß wiederum umgekehrt die Luft den Kalch deswegen verlaſſe, weil ſie durch das aus dem Feuer oder aus dem

Auflösungsmittel eindringende Phlogiston, den Gesetzen der Verwandtschaft nach, vertrieben wird. Ob übrigens das Phlogiston an und für sich kaustisch sei, oder nur erst durch die Verbindung mit andern Materien kaustisch werde, läßt sich nicht bestimmen. Zur Entscheidung der Macquerschen Theorie ist es hinlänglich zu wissen, daß die Kaustizität ihren Grund in Theilen hat, die aus dem Feuer in die gebrannten Körper gehen.

Alabaster. Sehr gut findet man hier die Streitigkeit über die kalchartige oder gypsichte Natur des Alabasters bestimmt. Die Künstler nennen denjenigen Stein, der bei den übrigen äußerlichen Eigenschaften des Marmors ein krystallenartiges und durchsichtiges Ansehen hat, Alabaster. Nun giebt es würklich solche Marmorarten, die eigentlich Tropfsteine, und wegen der vorhergegangenen Auflösung und Filtrirung krystallenartig uud durchsichtig sind. Wenn daher obige Definition des Alabasters gelten soll, wie sie denn gelten muß, wenn man nicht immer mit den Künstlern in Streit gerathen will, so giebt es auch allerdings kalchartige Alabaster.

Alkali, feuerbeständiges, vegetabilisches. Herr M. erinnert hier, daß die Blutlauge nur dann die Metalle auflöse, wenn sie nicht gehörig gesättigt, d. i. wenn sie keine vollständige Blutlauge ist. So lange man diesen Umstand nicht wuste, war es sehr verzeihlich zu glauben, daß Blutlauge Metalle auflösen könne. Jezt muß

man

man dergleichen Versuche nicht mehr richtig nennen die mit einer unvollständigen oder nicht völlig gesättigten Blutlauge angestellt sind, so wenig es jezt richtig ist zu sagen: Alle Alkalien brausen mit Säuren, oder der Weinstein ist ein reines saures Salz. Eine wahre Blutlauge ist dasjenige Alkali, welches vollkommen mit dem Wesen, das es durch die Kalcination mit Rindsblute in sich nimmt, gesättigt, und in diesem Zustande eine Art von Mittelsalz ist, welches sich mit keiner reinen Säure verbindet, wohl aber durch Metalle dekomponirt wird, an welche sich der zum Alkali hinzugekommene Bestandtheil hängt und damit zu Boden fällt. Und nun erst kann sich das freigemachte Alkali wieder mit der Säure verbinden. Wenn daher eine Blutlauge freies und nicht gesättigtes Alkali enthält, so kann dies freilich Erscheinungen machen, die eine vollständige Blutlauge nicht bewürkt, die man dann aber auch nicht der Blutlauge als Blutlauge zuschreiben muß, so wenig als mich ein mit Säure übersättigtes Mittelsalz berechtigt zu sagen: die Mittelsalze brausen mit Laugensalzen.

Amalgama. Ich merke hier aus meiner eigenen Erfahrung an, daß sich das Queckſilber mit dem nach wiederholten Anschießen zurückbleibenden Magma incrystallisabile des Eisenvitriols ziemlich geschwinde, doch aber nur locker, verquicke.

Brennbares Wesen. H. M. definirt das Phlogiston durch ein in Verbindung getretenes und figirtes ele-

mentarisches Feuer. Es kommt also darauf an, die Begriffe zu bestimmen, die man sich erstlich von dem elementarischen Feuer und sodann von derjenigen Materie, wodurch dies elementarische Feuer gebunden wird, macht. Was das elementarische Feuer betrift, so versteht H. Macquer darunter das Licht. In so fern er das Licht für einen Bestandtheil des Brennbaren angiebt, bin ich sehr seiner Meinung, da sich dieses bei jeder Dekomposition des Brennbaren so deutlich zeigt. Wenn er aber diesem Lichte die Eigenschaften des Feuers selbst, nemlich die dabei vorkommende Wärme beilegt, und sich in so fern berechtigt hält, Licht und elementarisches Feuer für Synonyme zu nehmen, so kann ich seiner Meinung unmöglich beitreten, weil die Erscheinungen der Wärme gar nicht den Eigenschaften des Lichts entsprechen. So z. B. erregen die in einem Brennpunkt gesammleten Mondsstralen keine Wärme, und die Kälte nimmt in eben dem Maaße zu, als man sich auf hohen Bergen der Sonne nähert; die Wärme penetrirt alle Körper, das Licht wird von sehr vielen zurückgeworfen; das Licht verbreitet sich mit einer weit größern Geschwindigkeit als die Wärme; die Wärme durchdringet die Körper um so geschwinder, je dichter sie sind, beim Lichte verhält es sich umgekehrt, und so giebt es noch eine Menge Erscheinungen, welche sehr wahrscheinlich machen, daß das Licht an und für sich gar nicht die Eigenschaften des Feuers besitze. Vielleicht habe ich noch Gelegenheit bei dem Artikel Feuer meine

Ge-

Gedanken über die Natur des Feuers näher zu entwickeln. So viel glaube ich jetzt für gewiß, daß die Eigenschaften des Feuers nur aus der Verbindung des Lichts mit einem zweiten Bestandtheile entstehen.

Was nun den zweiten Bestandtheil des Phlogistons, nemlich diejenige Materie betrift, wodurch das Licht figirt und zum chymischen Phlogiston gemacht wird, so hat M. gegen Buffon sehr gut bewiesen, daß dieser zweite Bestandtheil nicht Luft seyn könne, da diese im Gegentheil das Zersetzungsmittel des Phlogistons ist. Aber M. glaubt überhaupt, daß dieser zweite Bestandtheil nicht immer ein und eben derselbe sey, sondern daß alle Körper mehr oder weniger die Eigenschaft haben, sich mit dem Lichte zum Phlogiston zu verbinden. Diese Meinung kann auch sehr gut mit seiner Voraussetzung bestehen, daß nemlich das Licht schon alle Eigenschaften des Feuers an sich habe, und dieselben äußere, so bald es frei und nicht figirt ist. Da aber wie ich eben gezeigt, diese Meinung nicht Wahrscheinlichkeit hat, und doch das Phlogiston offenbar ein bestimmter und identischer Körper ist, so halte ich auch dafür, daß das Licht zwar in alle Körper mehr oder weniger eindringen und zum Theil darin figirt werden könne, niemals aber mit eben diesen Körpern ein wahres Phlogiston ausmachen werde, wenn sich nicht in eben diesen Körpern der bestimmte und identische

zweite mir übrigens ganz unbekannte Bestandtheil befindet. Auch die Versuche mit den Brennspiegeln scheinen mir nichts weiter zu erweisen, als daß die Sonnenstralen entweder blos durch ihre bewegende Kraft zur Dekomposition des in den Körpern schon enthaltenen Phlogistons beitragen, oder daß sie auch in vielen Körpern den obgedachten zweiten identischen Bestandtheil antreffen, sich mit ihm verbinden, das Phlogiston machen und so die Würkungen desselben hervorbringen, je nachdem der Körper mehr oder weniger mit diesem zweiten Bestandtheile versehen ist, und je nachdem folglich aus der Verbindung desselben mehr oder weniger Phlogiston entsteht.

H. Mas-

H. Macquers u. s. f. chymisches Wörterbuch, u. s. f. Zweiter Theil. Von Erz. bis G. 778. S.

Feuer. Gleich anfänglich, dünkt mich, giebt M. dadurch zur Verwirrung der Begriffe Anlaß, daß er keine schickliche Nominalerklärung des Feuers giebt. Er sagt: Das Feuer könne aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden 1) als Grundstoff und Bestandtheil der Körper und 2) als reines, freies und aus den zusammengesetzten Körpern entbundenes Wesen. Hier fehlt noch immer die Definition, welche beide Begriffe vereinigen könnte, und so lange diese nicht gegeben ist, kann man immer nicht gewiß seyn, ob das Feuer, wenn man damit einen bestimmten Begriff verbindet, dieser zwei Zustände fähig sey oder nicht. Zuerst, denke ich, muß namentlich bestimmt werden, was man unter Feuer versteht. Ich würde nur ein mit Wärme verbundenes Licht so nennen. Je mehr das Licht mit Wärme verbunden ist, je mehr verdient es den Namen Feuer, je mehr verhältnismäßig die Wärme dabei fehlt, je mehr nähert sich das leuchtende Wesen der reinern Natur des Lichts. Diese Bestimmung, die, wie ich glaube, nicht nur dem Sprachgebrauche, sondern auch der Natur der

Sache gemäß ist, kann vielleicht schon viel zur nähern Kenntniß des Feuers führen, da diese beschränkter ist. Und wenn auch das Feuer immer seine besondere Materie, woraus es entsteht, voraussetzt, so würde man doch diese Materie an und für sich, mit eben so vielem Unrecht Feuer nennen, als es unschicklich seyn würde, die Luft Wind zu nennen.

Licht und Wärme sind daher wesentliche Beschaffenheiten des Feuers, und bei Untersuchung der Natur des letztern, müssen wir also suchen, jene beide Eigenschaften auf ihren Ursprung zurück zu führen.

H. M. sieht sehr gut ein, daß Licht und Wärme ihren Grund nicht immer in einer und eben derselben Substanz haben können. Das Licht hält er nach Newton für zusammengesetzt. So wenig ich behaupten möchte, daß das Licht ein wahres Element und also eine einfache Substanz sei, so scheinen mir doch weder die physischen Gründe des Newtons, noch die chymischen Beweise des Hrn. Scheele hinreichend die zusammengesezte Natur des Lichts außer Zweifel zu setzen. Durch das Brechen der Lichtstralen durchs Prisma geschieht ja offenbar keine chymische Scheidung, (die doch zur Darstellung ungleichartiger und folglich gemischter Bestandtheile erforderlich ist,) und wahrscheinlich auch nicht einmal eine mechanische, sondern blos eine verschiedene Modifikation eines und eben desselben Wesens. Dieselbe Substanz, unter verschiedenen Winkeln gebrochen, mehr oder weni-

ger eingeschränkt, auf diese oder jene Art zurückgeworfen, kann ja schon eben dadurch alle die Verschiedenheit von Farben erhalten, ohne daß sie deswegen an und für sich eine aus ungleichartiger Materie bestehende Substanz seyn darf. Eben so wenig thun mir des H. Scheele Gedanken Genüge, so scharfsinnig sie auch sind, und so viele Achtung ich auch für sein chymisches Genie habe. Er behauptet nemlich, daß die reine Luft in Verbindung mit dem Brennbaren sowohl das Licht als die Materie der Wärme ausmache, je nachdem diese Luft mit dem Brennbaren in größerer oder geringerer Menge verbunden ist, so wie er hinwiederum die reine Luft selbst als eine Zusammensetzung aus dem Brennbaren und der Luftsäure ansieht. Aber gegen diese Theorie streiten alle anderweitige Erfahrungen, besonders die, daß die reine Luft, das Dekompositionsmittel des Brennbaren ist, oder doch wenigstens aus andern Körpern, nach den Gesetzen der Verwandtschaft, dasselbe absondert.

Den Grund der Wärme sucht H. M. nicht in einer besondern Materie, sondern bloß in einer Bewegung, der alle Körper fähig sind. Aber seine Gründe sind meistentheils blos daher genommen, daß sich die Wärme nach ganz andern Gesetzen als das Licht bewegt, und hieraus würde ich nichts weiter schließen, als daß die Materie der Wärme von der Materie des Lichts verschieden sey. Auch glaubt H. M., daß, da die Materie undurchdringlich ist, und doch alle Körper von der Wärme durchdrun-

gen werden, schon aus diesem Grunde die Wärme keine Substanz seyn könne, weil sie nicht, den Gesetzen der Natur zu wider, undurchdringliche Körper durchdringen könne. Aber giebt es wohl einen Körper, der nicht Zwischenräume hätte, und muß die Undurchdringlichkeit nicht vielmehr eine Eigenschaft der Elemente und nicht der aus ihnen zusammengesetzten Körper seyn? Die eigne Hypothese des H. M., daß nemlich eben diese undurchdringlichen Körper durch Bewegung ihrer Theile und daher erfolgendes Reiben Wärme hervorbringen sollen, setzt ja schon leere Räume in jedem Körper voraus, denn wie wollte sonst Bewegung der innern Theile statt finden? Der Haupteinwurf aber dünkt mich der zu seyn, daß nach Macquers Theorie die Wärme gar nicht ohne unmittelbare Berührung der Körper fortgepflanzt werden kann, da doch Erfahrungen zeigen, daß Wärme auch im Luftleeren Raume statt finden könne.

Und endlich hat auch **Marat** die schon von andern Naturforschern geglaubte Vermehrung der Schwere erwärmter und glüender Körper durch Versuche bestätigt.

Daß die Wärme von den Körpern gar nicht zurückgeworfen wird, beweißt, dünkt mich, nichts weiter, als daß sie nirgends Wiederstand findet, weil alle Körper mit Zwischenräumen versehen sind, die der Wärme den Durchgang erlauben.

Wenn also die bei dem Feuer vorhandene Wärme ihren Grund nicht in der blossen Bewegung der Theile des leuchtenden und erhitzenden Körpers, sondern in einer besondern Materie hat und hinwiederum kein Feuer ohne Licht seyn kann, so entsteht nun wiederum die Frage, ob die bei dem Feuer vorhandene Materie des Lichts auch die Ursache der Wärme sei oder, ob ausser der Lichtmaterie noch eine besondere Materie der Wärme zum Daseyn des Feuers cooperire. Herr **Macquer** thut mit sehr guten Gründen dar, daß Licht und Wärme von zwei verschiedenen Ursachen herrühren und da ich seiner Meinung in Ansehung der Ursache der Wärme nicht bin, so läge es mir nun ob, zu zeigen, wodurch und in Kraft welcher Ursachen das Feuer sein Licht und seine Wärme äussere. Dies würde mich hier zu weit führen. Ich begnüge mich, das Resultat meiner über diesen Gegenstand angestellten Untersuchungen mitzutheilen, und unterwerfe mich sehr gern dem belehrenden Urtheile unserer höhern Chymisten.

1) Das Brennbare besteht aus inniger Verbindung des Lichts und einer zweiten bestimmten Materie, durch welche jenes figirt und zum Brennbaren gebildet worden ist.

2) Wenn dieses Brennbare frei und nicht fernerweit mit andern Materien chymisch verbunden ist, so ist es die Materie der Wärme, die dadurch ihre Würkung

kung äussert, daß sie in Bewegung gesetzt wird. Daß das Phlogiston zugleich die Materie der Wärme sei, wird dadurch wahrscheinlich, daß sich manche metallische Kalche durch die bloße Wärme reduziren lassen, und daß sich die Körper durch das Reiben um so mehr erhitzen, je mehr sie brennbare Theile enthalten. Zwar müste sonach das Vitriolsaure durch die bloße Wärme flüchtig und schwefelicht werden, welches doch nicht geschieht, aber es läßt sich doch hierauf antworten, daß das freie und ungebundene Phlogiston sich mit den meisten Körpern nicht leicht verbinde, sondern meistentheils einen Appropriator erfordere. Ich muß übrigens gestehen, daß es Gründe giebt, welche nicht unwahrscheinlich machen, daß die Materie der Wärme aus Licht und Luft bestehe, wenigstens haben Luft und Wärme in ihren Bewegungen viel ähnliches. In diesem Falle würd ich das Brennbare und die Materie der Wärme für zwei verschiedene Substanzen ansehen.

3) Eben dieses Brennbare macht in Verbindung mit andern Materien diese letztern kaustisch oder verbrennlich, nach Verschiedenheit der Materien und der Verbindung.

4) Wenn dieses Brennbare dekomponirt wird, welches nur dadurch geschehen kann, daß es beim freien Zutritte der reinen atmosphärischen Luft in hinlänglich innere Bewegung gesetzt wird, so entsteht Feuer,

wo-

wobei sich deswegen, weil das Licht entbunden wird, Licht und Flamme, deswegen aber, weil bei dieser Operation nicht alles in Bewegung gesetzte Phlogiston dekomponirt, sondern nur durch das von einem Theile desselben frei gewordene und höchst bewegliche Licht in starke Bewegung gesetzt wird, Wärme äussert. Könnte der Fall statt finden, daß ein reines und nicht in weitere Verbindung stehendes Phlogiston auf einmal und plötzlich dekomponirt würde, so könnte das bei dieser Dekomposition entstehende Licht auch mit keiner Wärme verbunden seyn.

Auf diese Art erklärt sich auch, in wie fern das Feuer durch sich selbst flüßig sei. Feuer besteht aus Licht und Phlogiston. Letzteres ist die Materie der Wärme, die durch das Licht in Bewegung gesetzt wird. Da nun, nach meinem Begriffe, kein Feuer ohne Licht statt findet, so kann man auch sagen, daß das Feuer durch sich selbst flüßig sei, in so fern das Licht, als der bewegende und flüßigmachende Theil ein wesentlicher Bestandtheil des Feuers ist. Das Licht verrichtet diese Flüßigmachung, indem es mit der ihm eignen Gewalt davon geht, und daher entsteht auch das M. schwer zu erklärende Phänomen, von der anscheinenden zurückstoßenden Kraft des Feuers. Auch hängt die ganze zerstörende Kraft des Feuers blos von der heftigen Bewegung des figirt gewesenen und nun sich in Freiheit setzenden Lichtes ab.

Dies sind meine unvorgreifliche Meinungen von der Natur des Feuers, die ich bei einer andern Gelegenheit und bei mehrerer Musse mit den dazu erforderlichen Beweisen zu unterstützen suchen werde. Bis dahin werden vielleicht anderweitige Erfahrungen entweder den Ungrund meiner Meinung zeigen, oder mich auch der Mühe überheben, meine Beweise hinzuzufügen.

Kopal. Hier ist das gute Auflösungsmittel desselben, der Aether, nicht angemerkt.

Flamme. Eine reine Flamme, wenn es eine solche gäbe, würde nach H. Macquer das Brennbare selbst seyn. Ganz reine Flamme und Lichtstrahl ist bei mir gleichnamig. Lichtstrahl oder Lichtmaterie nenne ich nicht eher Brennbares, als bis sie mit einem zweiten Bestandtheil einen dritten von den beiden Bestandtheilen ganz verschiedenen Körper gebildet hat.

Diese letztere Bestimmung ist es, wodurch ich hauptsächlich von M. abgehe. Die aus dem Brennbaren entwickelte Lichtmaterie nenne ich Flamme, die sich von den Sonnenstrahlen blos dadurch unterscheidet, daß ihre Bewegung durch die aufgelöseten Theile des brennenden Körpers eine mannichfaltige Richtung und so das Ansehen erhält, das wir flammend nennen.

Gas. Keine Wissenschaft kann sich rühmen, in so kurzer Zeit so mächtige Fortschritte gethan und so bestimmte und bewundernswürdige Fackta erhalten zu haben,

ben, als die Chymie. Und diesen Zuwachs hat sie den reichhaltigen Erfahrungen über die Luft und die ihr ähnlichen Materien zu danken. Helmont entdeckte das Daseyn der letztern. Hales fing an ihre Eigenschaften zu untersuchen. Black zeigte ihren Einfluß in die Mischung der Körper. Und Priestley war es vorbehalten den Stof über beide Materien herbeizuschaffen, aus welchen die Franzosen alle die Begriffe mit der ihnen eignen Klarheit entwickelten, die der ganzen theoretischen Chymie eine so veränderte und verbesserte Gestalt gegeben haben.

Gegenwärtiger Artikel enthält alle die Resultate dieser Entdeckungen und ist durch die vortreflichen Zusätze des gelehrten Herrn Uebersetzers zu einem Repertorium gemacht worden, worin man alles finden kann, was bis daher von diesen Materien hauptsächlich bekannt ist.

Flüchtige, durchsichtige und unsichtbare compreßible und elastische Substanzen, nennt M. Gas.

Er zieht mit Recht diese Benennung der gewöhnlichen, Luft, vor, weil die letztere zu Misverstand Anlaß geben kann.

Dergleichen Flüßigkeiten erhält man durch Destilliren, Gähren, Auflösungen, Verbindungen, Verbrennung, und ich setze hinzu aus der Atmosphäre.

Dephlogisticirtes Gas, oder, reine Luft, die zum Brennen und Athemholen dient.

Der

Der Herr Uebersetzer merkt an, daß sie zugleich dazu diene, die brennbaren Theile aus den thierischen Körpern in sich zu nehmen. Aber sollte bei den thierischen Körpern nicht dasselbe geschehen, was bei dem Verkalchen der Metalle geschieht und sonach die Luft eigentlich das Befreyungsmittel des Brennbaren seyn, dessen Stelle es in den thierischen Körpern einnimmt. Auch ist mir nicht wahrscheinlich, daß die Pflanzen und Thiere so sehr von einander abweichen sollten, daß diese immer Brennbares und jene immer reine Luft ausdünsten und folglich die Ausdünstung der Pflanzen ein Gegengift der Ausdünstung der Thiere seyen. Pflanzen bedürfen zu ihrer Erhaltung der reinen Luft gewiß so gut als die Thiere. Zwar dünsten, nach Ingenhous Erfahrungen die Pflanzen bei hellem Sonnenlichte sehr reine Luft aus. Aber das ist wahrscheinlich auch der Fall, wenn sehr gesunde Thiere dem Sonnenlichte ausgesetzt werden. Vielleicht wird durch das Athemholen bei Thieren nicht immer Brennbares, sondern nur das überflüßige abgesondert und ausgeschieden. Und wenn das wäre, so würde auch nicht mit M. zu befürchten seyn, daß die Thiere in einer sehr reinen Luft ihren Lebenslauf geschwinder durchgehen würden.

Mephitisches Gas, Luftsäure, fixe Luft. Beide letztere Namen, auf deren Bestimmung in der Theorie allerdings viel ankommt, verwirft M. Fast alle Säuren können sich in Luftgestalt zeigen und also Luftsäuren

genannt

genannt werden. Alle luftartige Substanzen lassen sich figiren, und können also auch dann fix genannt werden. Zudem sollte jedes Gas nur denn fix oder fest heissen, wenn es nicht frei, sondern noch würklich gebunden ist. Aber dieselben Einwürfe gelten auch gegen den Namen mephitisches Gas, und ich möchte doch lieber mit Bergmann die Benennung Luftsäure vorziehen, da es in der That dieses in der Atmosphäre befindliche Gas ist, welches zu der Meinung Anlas gegeben hat, als ob das Vitriolsaure in der Luft zu Hause sei.

Der Herr Uebersetzer merkt nach Bergmann an, daß sich die mit Wasser vermischte Luftsäure am leichtesten durch das Gefrieren aus dem Wasser scheiden lasse. Ich hatte in der Magellanischen oder eigentlich Nooth'schen Maschine Wasser, mit Luftsäure imprägnirt, stehen lassen, welches zum Theil die Nacht gefror. Das flüßige hatte nun einen weit stärkern und stechendern Geschmack, und es scheint daher, als ob man das mit Luftsäure imprägnirte Wasser durch das Gefrieren eben so wie Wein und Eßig konzentriren könne.

Mit Recht erinnert der H. Uebersetzer gegen M. daß Oele die Luftsäure in sich nehmen. Ich habe in der Nooth'schen Maschine dem Oele durch die Länge der Zeit und durch wiederholtes Einbringen von Luftsäure eine dem thierischen Fette ähnliche Konsistenz geben können.

Daß die Luftsäure durch Umschütteln im Wasser zersetzt werde, so daß das Brennbare sich am Wasser hänge

und die Luft dadurch frei und rein würde, zieht der H. Ueb. mit Recht und aus sehr guten Gründen in Zweifel. Dagegen ist er ganz der Meinung zugethan, nach welcher die mit reiner Luft vermischte Luftsäure durch das Brennbare ausgeschieden und präzipitirt werden soll, indem sich das Brennbare mit der reinen Luft verbinde, und dadurch die Luftsäure frei mache. Mich dünkt hier ganz willkührlich vorausgesetzt, was erst zu erweisen wäre. Ich glaube vielmehr, daß bei dem Verbrennen und bei andern Absonderungen des Brennbaren die reine Luft eingesogen werde, und daß die sich nun zeigenden luftartigen Substanzen aus den aufgelöseten Körpern entbunden worden und nun an die Stelle der reinen Luft treten. Wenigstens weiß ich aus Erfahrung, daß, wenn man ein Licht in reiner dephlogistizirter Luft brennen läßt, diese Luft alsdenn das Kalchwasser niederschlägt. Mit welchem Grunde kann man hier sagen, daß die sich hier zeigende mephitische Luft aus der Verbindung der reinen Luft und des Brennbaren entstanden sey, oder daß eben diese mephitische Luft einen Bestandtheil der reinen dephlogistizirten Luft ausgemacht habe. Hat man nicht weit mehr Grund und entspricht es nicht ganz den Erfahrungen, die mit den metallischen Kalchen angestellt sind, zu glauben, daß die reine Luft von dem brennenden Körper absorbirt werde, und an deren Stelle die aus eben diesem brennenden Körper entbundene mephitische Luft trete? Diese Vermuthung erhält dadurch

noch

noch mehr Gewicht, wenn man bedenkt, daß die Luft das Zersetzungsmittel des Phlogistons ist, und daß es sich daher nicht leicht mit eben demselben zu einem dritten Körper verbinden könne. Freilich würden denn auch viel andere Erklärungen von der Phlogistizirung der Luft wegfallen.

Entzündliches Gas. M. glaubt, daß das entzündliche Gas keine reine Luft in seiner Mischung führe, weil es sich nicht anders als beim Zutritt der reinen Luft entzündet, da es doch, falls es selbst reine Luft enthielte, sich auch ohne anderweitige reine Luft entzünden müsse. Der H. Uebers. merkt sehr richtig an, daß ein gewisses Maaß von reiner Luft zur Entzündung dieses Gas erfordert werde, welches das Gas selbst wohl nicht haben könnte. Ich setze hinzu, daß die in dem entzündlichen Gas sich etwa befindende reine Luft, auch so gebunden und mit andern Materien gesättigt seyn kann, daß sie gar nicht die Würkungen der reinen Luft zu leisten im Stande ist.

Salpetergas. Noch fehlen uns Erfahrungen von dem Ursprunge und den wahren Bestandtheilen dieser merkwürdigen Substanz, da man sie bis jezt noch nicht anders, als durch Verbindung der Salpetersäure selbst mit andern Körpern erhält. Ich bin sehr geneigt, sie für ein thierisches Produkt zu halten, weil ich mir die Entstehung des natürlichen Salpeters nicht anders als auf folgende Art erklären kann: Es entwickelt sich nem-

lich, wie ich glaube, aus den faulenden Subſtanzen Salpetergas, verbindet ſich mit der in der Atmosphäre befindlichen reinen Luft, und mit den wäßrichten Dünſten derſelben, und wird dadurch zum Salpeterſauren. Dies Salpeterſaure hängt ſich ſodann an die Kalchwände und macht den natürlichen Salpeter. Dieſe Erklärungsart entſpricht wenigſtens allen Eigenſchaften des Salpetergas und bleibt bis jezt die ungezwungenſte. Ich unterwerfe ſie aber ſehr gern der Kritik meiner Meiſter. Es käme, denke ich, darauf an, zu unterſuchen, ob man nicht durch beſondere Abſcheidungen und Vorrichtungen ein Salpetergas aus thieriſchen Subſtanzen erhalten könne.

Deſſelben Buches dritter Theil von H bis Ph. 798 Seiten.

Härte. M. will die Härte überhaupt von der ſtarken Verbindung der Theile herleiten. Mit Recht erinnert hier der Ueberſ., daß vollkommene Härte nur untheilbaren Körpern, folglich nur den phyſiſchen Elementen zukommen könne, und zwar deswegen, weil ſie nicht mehr zuſammengeſetzt und folglich auch keiner Trennug fähig ſind.

Kalche metalliſche. Die Metalle erhalten durch die Kalcination eine merkliche Vermehrung des Gewichts.

Die

Die Erfahrung zeigt ferner, daß die Metalle bei ihrer Verbrennung eine Menge Luft einschlucken, die sie bei ihrer Reduktion wieder von sich geben. Man hat hieraus mit Grund geschlossen, daß diese in den metallischen Kalchen eingetretene und befindliche Luft Ursache der Vermehrung ihres Gewichts sey. Wenn man indessen glauben wollte, daß die metallischen Körper nur deswegen ihren metallischen Glanz hätten, weil sie nicht mit Luft verbunden sind, und daß zur Aufhebung dieses metallischen Ansehens nichts weiter als Verbindung mit Luft erfordert werde, so würde dieses die ganze Theorie des Brennbaren über den Haufen werfen. H. de Morveau hat daher, um diese zu retten, angenommen, daß das Brennbare keine Schwere habe, oder vielmehr eine der Schwere entgegengesezte Eigenschaft besitze. Aber diese Hypothese ist zu gezwungen, und die Erscheinung läßt sich, meiner Meinung nach, so erklären: Durch die bei der Calcination angewandte Hitze, wird das Brennbare der Metalle in Bewegung gesetzt. Die Luft tritt hinzu, und dekomponirt das Brennbare, indem es sich mit dem einen Bestandtheile desselben verbindet, sich so dem calcinirten Körper einverleibt und dagegen das Licht frei macht. Nun ist also an die Stelle des Lichts die Luft getreten, welche, da sie schwerer als das Licht ist, den metallischen Körpern nun auch nach der Dekomposition des Brennbaren, das heißt, nachdem sie calcinirt sind, mehr Gewicht giebt. Bei

der Reduktion dieses metallischen Kalches, wird die aus dem zweiten Bestandtheile des Brennbaren und aus der Luft bestehende Materie, wiederum durch das Licht dekomponirt, welches wiederum an die Stelle der Luft tritt, mit dem von demselben zurückgelassenen Bestandtheile wiederum zu Brennbaren wird, und eben dadurch dem Kalche seine vorherige Metallität wiedergiebt. Die wechselseitige Dekomposition kann hier nichts befremdendes haben, da diese so häufig bei andern Gelegenheiten vorkömmt. Auch erklärt sich auf diese Art die Erscheinung sehr gut, warum sich gewisse metallische Kalche durch blosse Wärme reduziren lassen. Da sich überall Lichtmaterie befindet, so ist diese auch unter gewissen Umständen durch Beihülfe der Wärme fähig, jene Dekomposition zu verrichten.

Naturreiche. Den chymischen Unterschied zwischen den Mineralien und zwischen belebten organisirten Körpern sezt M. darin, daß diese letztern immer eine fette ölichte Substanz führen, die man niemals in den bloß gemischten Körpern antrift. Diese Behauptung setzt voraus, daß die Erdharze und das Steinöl vegetabilischen Ursprungs seien, eine Sache, die M. für ausgemacht hält, und die es, meines Erachtens, noch nicht ist. Inzwischen hat es allerdings Wahrscheinlichkeit, daß zur Hervorbringung eines Oels schon ein sehr hoher Grad von Mischung gehöre, der vielleicht nur da statt findet, wo die Körper schon anfangen, vollkommener zu wer-

den, und sich der Natur des Pflanzenreichs zu nähern. Und diese Vermuthung wird dadurch bestätigt, daß, wenn man die Körper, welche ölichte Theile enthalten, in ihre Bestandtheile zerlegt, dieses Oel sich dann nicht mehr zeigt, sondern dekomponirt ist. Sonach theilt M. die Körper, chymisch betrachtet, in zwei Klassen ein, 1) in solche, deren Bestandtheile einen gewissen Grad von Einfachheit haben und dieses sind die Mineralien und 2) in solche, die mit einer ölichten Substanz versehen sind, und hieher gehören alle Pflanzen und Thiere, die sich wiederum nur dadurch unterscheiden, daß die salzertigen Bestandtheile der Pflanzen mehr von saurer Natur, hingegen die salzigten Bestandtheile der Thiere mehr flüchtig-alkalische sind; daß die Pflanzen nicht so leicht als die Thiere in Fäulnis gerathen, und daß das thierische Oel sich leichter verdünnen und verflüchtigen lasse. Meine Meinung ist, daß, so wie wir offenbar eine graduirte Stuffenfolge der Körper in Ansehung ihrer Structur wahrnehmen, so auch ihre Mischung nach und nach und in eben dem Verhältnisse gröber, mannigfaltiger und inniger werde, als sie überhaupt an Vollkommenheit zunehmen. Diese Meinung läßt sich bis jetzt freilich nicht ins detail erweisen und es wäre daher zu wünschen, daß diese Induktion durch mehrere einzelne Erfahrungen reichhaltiger und unumstößlicher gemacht würde.

John André, Wundarztes zu London u. s. f. Abhandlung über den venerischen Tripper und die venerischen Krankheiten überhaupt. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen. Leipzig 1781. gr. 8. 204 S.

Eine gute und brauchbare Schrift.

Der Verfasser glaubt, daß wahre Lustseuche von Trippern entstehen könne. — Wenn man auch zugiebt, daß die angeführten Beobachtungen des Verfassers in so fern richtig sind, daß die Tripper in den benannten Fällen mit keinem Schanker verbunden waren, so kommt doch immer noch gar viel auf die Natur und auf den Begriff der daher entstandenen Uebel an. Daß Tippermaterie eingesogen werden und andere Zufälle hervorbringen könne, davon bin ich durch Erfahrung überzeugt. Aber ich möchte nicht für gewiß behaupten, daß diese von Trippern entstandenen Uebel wahre Lustseuche, oder welches, denke ich, einerlei ist, mit den Folgen des Schankers von einerlei Natur seien. Wenigstens ist so viel gewiß, daß das Queckſilber gegen die von bloſſen Trippern entstandene Uebel, bei weiten nicht so viel vermöge, als gegen Schanker, und dessen Folgen, und daß

sich

sich daher das Trippergift vom Schankergift wenigstens durch einen geringern Grad der Beweglichkeit unterscheide.

Der Verfasser ist mit den neuern Aerzten der Meinung, daß der Tripper in einer Entzündung der Harnröhre ohne Geschwüre bestehe. — Sollte nicht dieser ganze Streit auf einen Wortstreit hinauslaufen? Was nennen wir Verschwärung? Die Auflösung eines entzündeten Theils in Eiter? Das ist gewiß der seltenste Fall; eine Menge von Uebeln, die alle Welt Geschwüre nennt, würde diesen Namen verlieren müssen, und die mit Recht aufgeworfene und immer noch nicht völlig entschiedene Frage, ob bei einer wahren Vereiterung eine Auflösung der festen entzündeten Theile statt finde, wäre dann keine Frage mehr. Ich denke, niemand wird läugnen, daß es wahre superfizielle Geschwüre gebe, die, so lange sie auch eitern, mit keinem Verluste der festen Theile verbunden sind, und nach ihrer Heilung keine Narben zurücklassen. Wenn das ist, so sind wir auch gezwungen, denjenigen Zustand Verschwärung zu nennen, wo ein entzündeter Theil eine eiterhafte Materie von sich giebt. Und dieser Bestimmung zufolge, wäre dann der Tripper sowohl als ein catharrhalischer eiterhafter Ausfluß allerdings Folgen einer Verschwärung, die übrigens, da sie in beiden Fällen aus der Entzündung blos häutiger Theile entsteht, freilich von derjenigen verschieden ist, die nach einer wahren Phlegmone erfolgt.

Der Verfasser glaubt nicht, daß das Queckſilber die veneriſchen Krankheiten dadurch heile, daß es das veneriſche Gift ausführe, weil keine Ausleerung, ſelbſt nicht der Speichelfluß, die Krankheit heile, wenn dieſe Ausleerungen nicht durch das Queckſilber hervorgebracht ſind. — Ich antworte hierauf: 1) daß allerdings in heiſſen Ländern die Krankheit häufig durch verdünnende und ſchweißtreibende Mittel geheilt werde, und 2) daß, wenn dies auch nicht wäre, wenn auch das Queckſilber immer dazu erfordert würde, dies für den Verfaſſer noch kein genugthuender Beweiß iſt. Alles, was ſich zunächſt daraus folgern läßt, iſt, daß das veneriſche Gift am beſten vernichtet wird, wenn das Queckſilber Ausleerungen hervorbringt. Die Frage, worauf es ankömmt, iſt immer: Bedarf es einer Ausführung des veneriſchen Giftes, oder kann es durch das Queckſilber corrigirt und zu einer unſchädlichen Materie umgeſchäffen werden? Daß das Queckſilber nicht die Eigenſchaft habe, ſich mit dem veneriſchen Gifte ſo innig zu verbinden, daß dieſes dadurch ſeine giftige Natur verliere, erhellet daraus, daß der Salivationsſpeichel noch anſteckend iſt, und daß das in äuſſerlichen Geſchwüren enthaltene Gift durch den bloß äuſſerlichen Gebrauch des Queckſilbers keinesweges umgekehrt und verbeſſert, ſondern vielmehr durch Hülfe des eingeſogenen Queckſilbers ins Blut geführt wird, wo es ſeine giftige Eigenſchaft leider noch in eben dem Maaſſe äuſſert, als es

an dem Orte that, der nun geheilt und aus dem es vertrieben worden ist.

Der Verfasser glaubt, daß das Queckſilber einen Reiz im Körper hervorbringe, wodurch das Gift vernichtet werde. Da nun hier dieſelben Einwürfe ſtatt finden, die der Verfaſſer ſowohl der vorigen Meinung entgegengeſetzt, als auch bei dieſer eingeſteht, da nemlich nur der vom Queckſilber hervorgebrachte Reiz die Würkung haben kann, das Gift zu vernichten, ſo bleibt, dünkt mich, die Meinung immer die wahrſcheinlichſte, nach welcher wir annehmen, daß das Queckſilber eine Art von Verbindung mit dem veneriſchen Gifte eingehe, wodurch dieſes zwar nicht zerſtört und entkräftet wird, aber in deſſen Begleitung es doch aus dem Körper geht. Hoffentlich wird man die Methode per extinctionem nicht als einen Gegenbeweiß meiner Meinung anſehen, weil man wohl ſchwerlich ſagen kann, daß bei dieſer Methode gar keine Ausleerung geſchehe, und weil auf alle Fälle das Queckſilber doch wieder aus dem Körper gehen muß, weil es ſonſt dem Körper ſehr nachtheilig ſeyn würde, wenn es in ihm zurückbleiben ſollte. Es geht in dieſem Falle durch die Abſonderung unmerklich fort, und nimmt das Gift mit ſich.

Matthäus Dobson u. s. f. Abhandlung über die medicinischen Kräfte der fixen Luft. Aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen und Zusätzen versehen. Leipzig 1781. gr. 8. 208 Seiten.

Der Uebersetzer hat den Erfahrungen des Verfassers diejenigen anderer Aerzte und auch die meinigen beigefügt, und dadurch diese Schrift in ihrer Art vollständig gemacht. Ich habe daher nur etwas weniges anzumerken.

Der Verfasser hat die fixe Luft bei faulen Fiebern und damit verbundenen symptomatischen Durchfällen mit Nutzen gebraucht. — Wenn diese Durchfälle von dem Reize fäulichter Materien abhängen, so kann die fixe Luft allerdings nützlich seyn, indem sie den Fortgang der Fäulniß hemmt. Wo aber die Durchfälle von zu grosser Reizbarkeit der Därme verursacht werden, wie z. B. bei Ruhren oft der Fall ist, kann die fixe Luft leicht den Durchfall und den Abgang des Blutes vermehren, indem sie nicht nur sehr oft auf Stuhlgang würkt, sondern auch Kongestionen nach den Hämorrhoidalgefässen veranlaßt.

In der Lungensucht hat er die fixe Luft sowohl innerlich nehmen als auch einathmen lassen, und ist einigemal glücklich gewesen. — Nach meinen Erfahrungen thut sie bei wahren Geschwüren und Vomicis nichts, wohl aber bei der phtysi pituitosa.